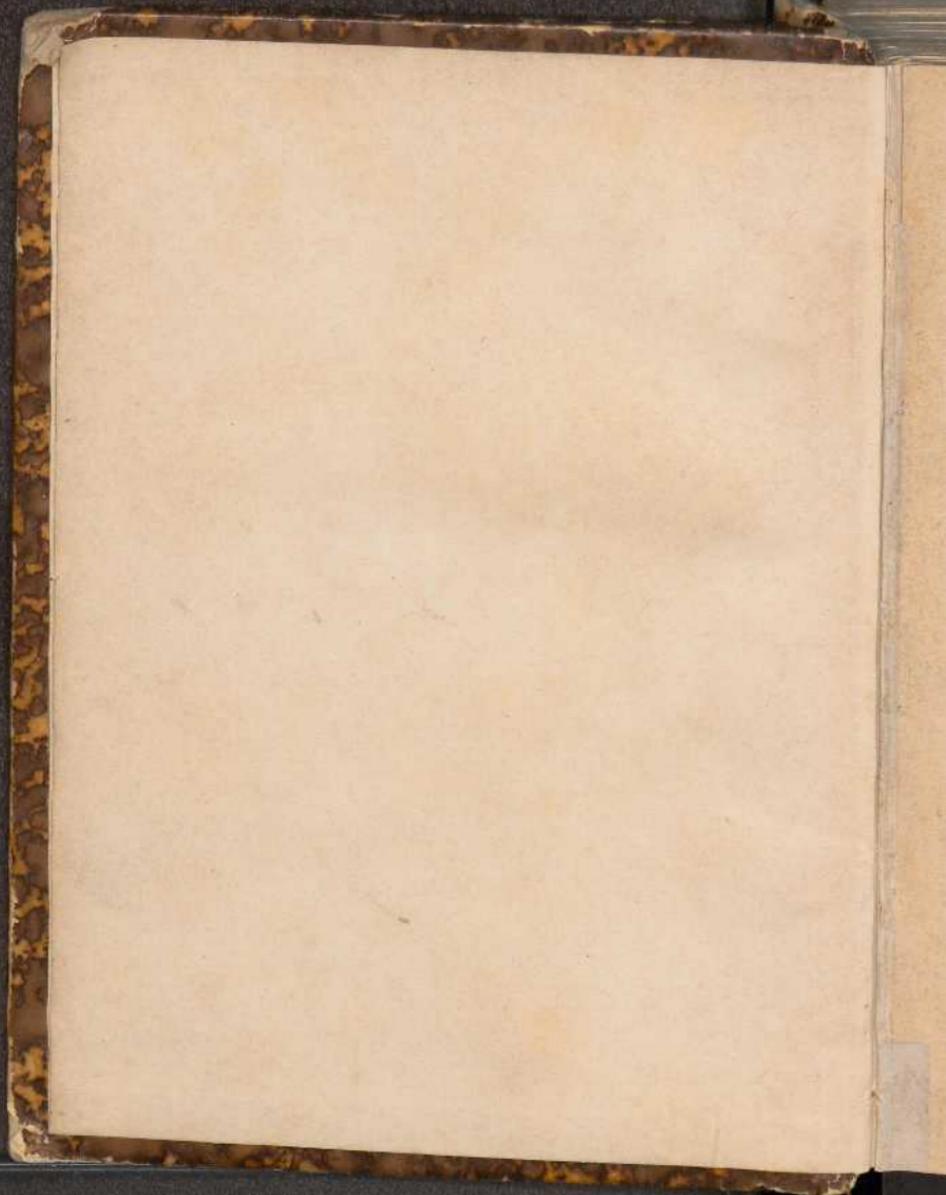


2. ✓

7m



Emilio Dedeb.



Ein treuer Freund ist ein starker Schutz.

(Sirach 6, 14).

---

Eine Erzählung für die Jugend.

Von

Oskar Höcker.

---

Mit vier Stahlstichen.

Zweite Auflage.

---

Stuttgart.

Berlag von Schmidt & Spring.

Druck von Louis Vossheuer's Buchdruckerei in Gannstatt.

## Erstes Kapitel.

### In Wetter und Sturm.

Unheimliche Wetterwolken hingen über dem Gebirge.

Nur im Westen zeigte sich ein kleiner blauer Himmelsstreifen, durch den die untergehende Sonne lugte, die Spitzen der Berge mit einem matten Lichtglanz überziehend, während der untere Theil derselben im tiefsten Schatten lagerte. Die schäumenden Wellen des vom Gebirge kommenden Sturzbachs erhielten ebenfalls eine fahle, mond-scheinartige Beleuchtung, durch welche jenes Zwielficht entstand, das wir so häufig vor dem Ausbruch schwerer Gewitter beobachten können.

Immer drohender zogen sich die dunkeln Wolkenmassen zusammen.

Eine Art von Alp schien auf der gesammten Natur zu lasten; kein Laut brach sich Bahn, kein Lüftchen spielte oder koste mit den Blättern der Bäume und Sträucher. Die Landschaft war wie ausgestorben, nur einige Schwalben schwirren dicht am Boden unruhig auf und nieder, — die Verkünder des herannahenden Sturms.

In der Ferne grollte der Donner, während es in den Wolken unheimlich wetterleuchtete.

Da fauste plötzlich ein heftiger Windstoß heran, die geängstigte Natur sozusagen bei den Haaren packend, —

und siehe da, das grauenhaft schöne Schauspiel nahm seinen Anfang.

Dahin war die unheimliche Stille; ein zorniger Orkan tobte und wüthete, bog die Riesen des Waldes gewaltfam zur Erde nieder und brach manchen kernhaften Baum mitten entzwei. In das Geheul des Sturmes mischte sich das Krachen des Donners und das heftige Rauschen des Regens, welcher in Strömen niederfiel. Weiße Nebelschleier stiegen auf und hüllten die Berge ein; aber dem gewaltigen Licht der ohne Unterlaß zuckenden Blitze gelang es, Nacht und Nebel zu durchbrechen. An verschiedenen Orten schlug es ein, und mancher Baum, dem der Sturm nichts hatte anhaben können, lag nun, von dem verderblichen Strahl getroffen, zersplittert und verbrannt am Boden. Immer heftiger ward der Tanz der entfesselten Elemente, und es schien, als wollten sie mit ihrem Rasen und Toben nicht eher nachlassen, als bis sie Berg und Thal vom Erdboden hinweg gefegt.

„Da schlag' ein Millionswetter d'rein,“ rief ein grüngekleideter Mann, welcher im Walde von dem Gewitter überrascht worden war und sich nun in einen gestunden Trab gesetzt hatte. „Walbmann, Nickel, — wo seid Ihr?“ Diesen Worten folgte ein gellender Pfiff und gleich darauf kamen aus dem Dickicht zwei Dachshunde zum Vorschein, die ihren Herrn ängstlich umkreisten.

„Ich glaube gar, die Viecher fürchten sich! — Na ja, 's ist auch keine Kleinigkeit, bei solchem Nordswetter mitten im Walde zu sein. Vorwärts!“

Der letztere Ausruf war kaum verklungen, als etwa fünfzig Schritt vor dem Jägermann an einer Laune ein schwefelgelber Blitz herabfuhr, dem sofort ein kanonenähnlicher Donnerschlag folgte. Der Wanderer war unwillkürlich zurückgetaumelt, faßte sich jedoch gleich wieder und rief seinen beiden Hunden zu:

„Na, wenn wir heute mit heiler Haut davon kommen, ist's ein Wunder. Da schau Einer die herrliche Weißtanne an, mitten durchgespalten. Wird einen traurigen Spaziergang morgen geben, — werde da wohl so manche Verwüstung zu schauen bekommen.“

Dabei senfzte er auf und setzte seine Beine gleichzeitig wieder in Trab.

Nach einer Weile öffnete sich der dichte Wald zu einer kleinen Wiese, an deren südlichem Rande ein Häuschen stand.

„Gottlob,“ rief der ausspähende Jägersmann, „jetzt kommen wir unter Dach und Fach.“

Nach diesen Worten gab er auf einem Pfeifchen ein Signal und gleich darauf öffnete sich die Thüre des Häuschens und ein Mann erschien auf der Schwelle.

„Gott zum Gruß, Herr Oberförster,“ rief er überrascht aus, „sind Sie von dem Unwetter erwischt worden? Ei, ei, — Sie sind ja bis auf die Haut durchnäßt. Kommen Sie jetzt nur herein, die Lisbeth soll Ihnen sogleich trockene Kleider bringen.“

In dem Stübchen, welches die beiden Männer betraten, brannte Licht, denn es herrschte in Folge des Gewitters eine solche Dunkelheit, daß man nur mit Mühe die nächsten Gegenstände zu unterscheiden vermochte.

Jetzt erst ist es uns auch möglich, den Jägersmann, dem wir durch Wetter und Sturm gefolgt, näher zu betrachten.

Er war eine lange, hagere, aber derbknochige Figur mit einem ausdrucksvollen Kopfe. Das krause, graue Haupthaar zog sich ziemlich tief zur Stirn herab und berührte mit einzelnen Spitzen die dunkeln, buschigen Brauen, unterhalb deren ein paar scharfe Augen hervorblitzten. Die weit geöffneten Nüstern der stark gebogenen Nase ließen auf muthige Entschlossenheit schließen, während der grau-

weiße Raizenbart von Troß und Unbeugsamkeit zu reden schien. Zu diesem männlich derben Gesichtsausdruck paßte die wettergebräunte Hautfarbe vortreflich und es hätte wahrlich nicht der grünen Kleidung bedurft, um sofort zu wissen, daß unser Mann ein Jäger sei.

Oberförster Grüneich hatte es sich in dem ärmlichen Zuhause seines Waldhüters nach Möglichkeit bequem gemacht, den durchnässten Rock zum Trocknen gegeben und seinen Körper mit einem tüchtigen Schluck alten Stirschenwassers erquickt.

„Ah,“ rief er mit großer Behaglichkeit aus, das leere Glas bei Seite schiebend, „das hat geschmeckt und wohl gethan. Ich glaubte nicht, daß ich Euer schützendes Dach noch erreichen würde, — das stürmt und wettet ja, als ob der jüngste Tag im Anzuge sei.“

„Ja,“ meinte der Waldhüter Born, „ich sagte gleich zu meiner Frau, als ich die dunkeln Wolkenmassen über dem Wetterloch, dem Balzenberg, auftauchen sah: heute gibt's noch was Böses, — und richtig, kaum war eine halbe Stunde vorüber, da ging der Tanz los.“

Der alte Oberförster hatte seinen Platz verlassen und sich dem Fenster genähert, durch welches er nun schaute. Draußen tobte noch immer der Kampf der Elemente, und Blitz und Donner folgten in raschem Aufeinander. Ein dichter Nebel hatte sich auf die Waldwiese herabgesenkt, so daß der gegenüber liegende Wald nur schwer zu erkennen war.

„Man sagt zwar,“ begann nach einer Weile der Oberförster, „gestrenge Herren regieren nicht lange, allein ich glaube, daß aus dem Gewitter ein ganz gehöriger Landregen sich entwickeln wird.“

Born war mittlerweile ebenfalls an's Fenster getreten und sagte, nachdem er seine Wetterbeobachtungen beendet:

„Sie haben's getroffen, Herr Oberförster, es setzt einen Landregen.“

„Unter solchen Umständen wird's wohl am Besten sein, wenn ich sobald als möglich den Rückweg antrete, damit ich noch vor Einbruch der Nacht mein Dabeim erreiche.“

„Allerdings,“ gab der Waldhüter zu, „schon der Frau Oberförsterin wegen, welche besorgt sein wird.“

„Damit hat sich's,“ widersprach der Alte lachend, „sie weiß es schon aus langjähriger Erfahrung, daß Unkraut nicht verdirbt.“

„Aber Herr Oberförster,“ rief Lisbeth, die Frau des Waldhüters, „wie mögen Sie so etwas von sich sagen!“

„Ist doch immer besser, als wenn es Andere thun,“ meinte Grüneich lachend, „und jetzt, Frau Lisbeth, seid so gut und schaut nach meinem Nocke, ob er getrocknet ist.“

Während die Frau nach der Küche ging, fragte Born seinen Vorgesetzten:

„Wie ist's, Herr Oberförster, findet morgen die Holzverfeigerung im Balzenrevier noch statt, oder —“

„Nein, nein,“ entgegnete Grüneich, „sie ist auf nächste Woche verschoben. Apropos, halb hätte ich darauf vergessen, Ihr habt mir neulich eine Eingabe zukommen lassen, Euern Herd betreffend.“

„Ach ja, Herr Oberförster,“ antwortete Lisbeth, welche mit dem getrockneten Nocke inzwischen zurückgekehrt war, an Stelle ihres Mannes, „es ist zum Erbarmen, der Herd leidet an Altersschwäche, kein Tag vergeht, ohne daß nicht etliche Ziegeln zusammen fallen. Kommen Sie nur mit in die Küche.“

„Das fehlte mir gerade noch,“ wetterte der alte Jäger, „ist schon schlimm genug, daß ein Waldmann heutzutage ein Schreiber und Altenmensch sein muß, nun wollt Ihr ihn gar noch zum Küchenjockel machen. Nichts da, ich glaub'

Guern Worten; ich empfehle Euer Gesuch den Herren in der Stadt und damit Hollah.“

Born und seine Frau bedankten sich, indessen hörte der gutmüthige Brummbar nicht auf ihre Worte, sondern fuhr polternd weiter fort:

„Gottlob, daß ich ein Sechziger bin und es mit mir abwärts geht, — sonst hätte ich's nicht ruhig mit ansehen können, wie man heutzutage mit Wald- und Forstmännern umspringt.“

Die Born'schen Eheleute kannten schon lange die wunde Stelle des Alten und wußten aus Erfahrung, daß es am Besten sei, ihn austoben zu lassen.

„Wetter noch einmal, wer widmet sich denn überhaupt der Forstwissenschaft? He? Doch sicher nur der, welcher den Wald über Alles liebt! Und wenn er dann die langweiligsten Studienjahre auf der Akademie hinter sich hat und in's praktische Leben eintritt, wenn er mit freudig klopfendem Herzen sich dem grünen Reviere nähert, — da fallen auf einmal seine Ideale und Hoffnungen wie ein Kartenhaus zusammen und er sieht sich in ihnen fürchtbar getäuscht und findet, daß er eben auch weiter nichts ist, als ein Schreiber, ein Altenmensch; von früh bis spät muß er hinter dem Schreibtisch sitzen und buchen und rechnen, Tage und Wochen vergehen, bevor er einmal den Wald zu sehen bekommt. Wozu auch? Die angestellten Waldhüter sehen dort schon auf Ordnung und zeigen Alles auf der Bezirksforstei an, was Gesetzwidriges geschieht. Ach, und wenn sich der junge Forstbesessene nun gar ein oder mehrere Jagdgewehre mitgebracht hat, so ist das erst recht zum Todtlachen. Darf er doch nicht im Walde mit der Büchse betroffen werden, wenn er nicht die Jagd gepachtet hat! Hahaha! Und weil ihm das zu theuer ist, so begnügt er sich schließlich damit, an Sonntagen einzelne Spazien aus der

Luft herab zu holen, damit er das Schießen wenigstens nicht gänzlich verlernt.“

Der Alte hatte sich in den Zorn hinein geredet und war kirschbraun im Gesicht geworden. Er vermochte sich eben nicht den Fortschritten und Neuerungen, welche auch auf dem Gebiete des Forstwesens vor sich gegangen, zu fügen. Der Wald und die Jagd waren sein Alles, sein Himmel auf Erden, und da man diesen anzufassen wagte, so gerieth er in Zorn und Wuth. Hatte er doch, nur um seinem grünen Revier getreu bleiben zu können, auf alle Weiterbeförderungen in seiner dienstlichen Stellung verzichtet und den Titel eines Forstraths ausgeschlagen, weil er wußte, daß er dann den Wald mit der Stadt vertauschen mußte. „Wie kann ich denn rathen,“ lauteten seine Neußerungen in Bezug auf jenen Titel, „wenn ich weit weg vom Forste bin?“ Diese Worte waren ihm seitens der obersten Behörde übel vermerkt worden und hatten ihm im Verein mit noch anderen Neußerungen den Titel des „groben Försters von Buchingen“ eingetragen.

Daraus machte sich der Alte aber nichts, im Gegentheil erging er sich darüber in spaßhaften Bemerkungen.

„Ich bin nicht nur der grobe, sondern auch gleichzeitig der Letzte Förster weitaus im Lande,“ pflegte er zu sagen, „denn um den Nachwuchs steht's traurig genug aus. Wenn man sich die jungen Herren Oberförster näher betrachtet, ja du lieber Gott, so denkt man angehende Juristen vor sich zu haben. Geschniegelt und gebügelt stolziren sie einher, die Brille oder den Duetscher auf der Nase, ein wohlgepflegtes Backenbärtchen im Gesichte und in Tracht und Kleidung das neueste Modejournal. Wetter noch einmal, und das wollen Förster sein? Nein, nein, es geht zu Ende und ich danke meinem Schöpfer, daß ich nicht mehr viele Jahre vor mir habe.“

Aehnliches hatte der Alte auch heute wieder gesagt

und verstimmt dem Walbhüter und seiner Lisbeth die Hand zum Abschied gereicht.

„Soll ich morgen bei Ihnen vorsprechen?“ fragte Born, als der Oberförster mit den beiden Dachshunden sich bereits wieder im Freien befand.

„Nein,“ lautete die kurze Antwort, „ich reite in der Frühe nach der Stadt zu meinen Verwandten.“

Ohne sich weiter umzusehen, schritt Grünreich rüstig vorwärts und war bald im dunkeln Walde verschwunden.

Der Regen hatte nachgelassen, dennoch kam der Oberförster ziemlich durchnäßt daheim an. Das schmucke Forsthaus lag dicht vor dem Dorfe auf einer kleinen Anhöhe und glänzte weithin mit seinen grünen Fensterläden und den riesigen Hirschgeweihen, welche hoch oben an den beiden Giebelseiten des Hauses angebracht waren.

Kaum nahte sich der Alte mit seinen beiden Dachsen dem Anwesen, als auch schon mit lautem Geklaff zwei prächtige Jagdhunde ihm entgegen sprangen.

„So, Hektor, so, Nero,“ sagte der Oberförster, sich niederbückend und die beiden Thiere streichelnd, „da sind wir wieder.“

„Hat lange genug gedauert,“ rief eine kleine, behäbige Frau, welche in der Hausthüre erschienen war, herüber. „Hab' diesmal wirklich Angst um dich ausgestanden. Das war ja ein entsetzliches Unwetter!“

„Hahaha, Alte,“ lachte Grünreich, der inzwischen sich dem Hause genähert hatte, und gab seiner Frau einen herzhaften Kuß, „hast du denn den Spruch vergessen: Unkraut verdirbt nicht?“

„Ach was,“ entgegnete sie, „bei solch einem Gewitter steht man immer mit einem Fuß im Grabe —“

„Aber stets unter Gottes Schutz,“ unterbrach der Oberförster die Rede seiner Frau, ergriff sie am Arme und ging

mit ihr nach der geräumigen Wohnstube, in deren Mitte ein gedeckter Tisch stand.

„Hast du mit dem Abendessen auf mich gewartet?“ rief der Alte und blieb stehen, „das ist mir lieb, sonst hätte mir's wahrhaftig nicht geschmeckt, trotz des Hungers, den ich mitbringe.“

Er war eben im Begriff, sich am Tische niederzulassen, als die Oberförsterin gutmüthig zankend ausrief: „O du leichtsinniger Mann, willst du wohl gleich andere Kleider anziehen? Ist naß bis auf die Haut und will niederstigen und schmausen! Grethe,“ befahl sie der Magd, „hol den Schlafrock und die Hausschuhe, schnell, schnell, und du, Anton,“ rief sie dem in's Zimmer getretenen Jägerburschen zu, „hilf dem Herrn beim Stiefelausziehen.“

Der Alte ließ sich dies Alles ruhig gefallen und saß bald nachher im Schlafrock und Hausschuhen gemächlich an der Tafel, in Gemeinschaft mit seiner sorgsamem Försterin das gut zubereitete Abendbrod verzehrend.

Nachdem abgeräumt war, brachte ihm Anton die lange Pfeife, welcher bald darauf mächtige Dampfwolken entstiegen. Die Försterin holte ein Buch herbei, rückte die Lampe näher, setzte die Brille auf und begann vorzulesen.

Es war ein gar trauliches Bild.

Während draußen noch immer ein feiner Regen fiel und hin und wieder an die geschlossenen Fensterladen des Forsthauses anklopfte, saßen die Ehegatten in der gemüthlichen Wohnstube, welche mit allerlei Geweißen und frischem Tannenreisig verziert war. Dazwischen hingen an den Wänden zahlreiche Bilder, deren Mehrzahl lustige Jagdabenteuer und Thierstücke vorstellte. Neben der alten Kuckucksuhr, welche mit nicht ermüdender Ausdauer jede Viertelstunde laut verkündete, breitete sich eine ganz imposante Jagdtrophäe aus, wenn man mit diesem Namen symmetrisch geordnete Flinten, Hirschfänger, Pulverhörner, Jagdtaschen

und dergleichen bezeichnen darf. Hinter den weißen Vorhängen der Fenster hingen mehrere Vogelkäfige, und die gefiederten Gefangenen, welche jetzt schliefen, ließen von Zeit zu Zeit ein kurzes Trillern hören; wovon mochten sie wohl träumen?

Die Geschichte, welche die Oberförsterin vorlas, war sehr interessant, dennoch gab der Alte, als die Kufuksuhr die zehnte Stunde verkündete, den Wunsch zu erkennen, sich schlafen zu legen.

„Das Mordswetter,“ sagte er gähmend und die Pfeife ausklopfend, „hat mich müde gemacht, zudem muß ich morgen zeitig wieder heraus.“

„Was hast du denn vor?“ fragte überrascht die Oberförsterin.

„Ich will nach der Stadt, Löhlein's besuchen. Es drängt mich, den Heinrich wieder zu sehen.“

„Deinen Goldsohn?“

„Nun meinettwegen ja,“ gab der Alte ärgerlich zu, „ist's etwa eine Sünde? Und du magst sagen, was du willst: du hast den Burschen ebenfalls in's Herz geschlossen.“

„Bin aber nicht blind für seine Fehler, wie gewisse andere Leute.“

„Ah bah, Jugend hat nicht Tugend. In meinen jungen Jahren ist auch nicht Alles glatt abgegangen, — na, und was hat's denn geschadet? Bin ich nicht ein prächtiger Kerl geworden, he?“

Dabei stellte er sich dicht vor seiner Frau auf, und reichte ihr, die Hände auf dem Rücken, den Mund zum Kusse dar.

Die Oberförsterin aber schlug ihn leicht darauf und ging mit den Worten lachend zur Thüre hinaus:

„Wenn du noch besser geworden wärest, hätte es auch nichts geschadet!“

## Zweites Kapitel.

## Das Kesthäkchen.

Das Haus des Amtmanns Böhlein stand in der ganzen Stadt in gutem Ansehen; und mit vollem Rechte, denn der Amtmann war sowohl als Bürger wie auch als Beamter ein mustergiltiges Beispiel und seine Frau stand ihm in ihren häuslichen Tugenden nicht nach.

Obgleich die Ehe Böhlein's nur mit einem Kinde gesegnet und das Vermögen, über welches die beiden Gatten geboten, nicht unbedeutend war, so lebte dennoch die Familie auf sehr einfachem Fuße, ohne dabei indessen geizig zu sein.

Dieser Sinn für Sparsamkeit war den Ehegatten von jeher eigen gewesen. Sie stammten Beide aus kleinen Beamtenfamilien, welche in Folge ihrer zahlreichen Mitgliederschaft und des geringen Einkommens sich auf alle nur mögliche Weise hatten einschränken müssen. Diesem Umstande verdankten Herr und Frau Böhlein die Bescheidenheit in ihren Ansprüchen, welcher sie selbst dann getreu blieben, als sie bereits über ein kleines Vermögen verfügten und in Rang und Würden eingerückt waren.

Das Haus, welches der Amtmann vor wenigen Jahren sich erworben, stand am Marktplatz und gereichte demselben zur Zierde, trotz seiner an und für sich einfachen Bauart, denn Herr Böhlein hatte es verstanden, seinem Anwesen durch allerlei kleine Hilfsmittel einen gefälligen Aufputz zu geben. Das Haus besaß außer dem Erdgeschoß nur ein Stockwerk, welches an einen adeligen Herrn vermiethet war, während die Amtmannsfamilie im Parterre wohnte. Der kleine Garten, welcher an den Hof grenzte, konnte füglich Weise ein Schmuckkästchen genannt werden.

Mit verhältnißmäßig geringen Mitteln hatte Frau Löhlein hier ein kleines Kunstwerk geschaffen, das jedem Gärtner von Fach Ehre gemacht haben würde. Auf dem ursprünglich ebenen Boden waren unter ihrer Leitung kleine Hügel angelegt worden, welche nun als Schneckenberge, oder mit tempelartigen Lusthäuschen gekrönt, den Garten schmückten. Selbst ein kleiner Teich, auf welchem Enten schwammen, fand sich vor, und in neuester Zeit plätscherte innerhalb eines der zahlreichen Bosquets sogar ein künstlicher Wasserfall. Dieser Letztere verdankte sein Entstehen indessen nicht der Frau Löhlein, sondern deren Bruder, dem uns bereits bekannten Oberförster Grüneich. Er hatte mit eigener Hand den kleinen Fels aus moosbewachsenen Steinen aufgebaut, die er zu diesem Zwecke in seinem Revier gesammelt, und das Ganze mit Farren und allerlei Schlinggewächsen aufgeputzt. Seitwärts des Wasserfalls sah ein künstlicher Frosch, aus dessen Maul ein Wasserstrahl kam, welcher einen auf dem Boden liegenden Felsstein streifte. Diese humoristische Beigabe hatte dem Ganzen die Krone aufgesetzt und in der Familie große Heiterkeit hervorgerufen.

Die Behaglichkeit, welche aus der ganzen Anlage des Gartens sprach, fand sich auch im Innern des Hauses wieder. Die von der Familie bewohnten Zimmer waren so gemüthlich eingerichtet, daß man sich nur ungerne von ihnen trennte; außerdem herrschte in ihnen eine ungemein wohlthuende Sauberkeit und Ordnung, mit alleiniger Ausnahme jener Stube, welche Heinrich, der achtzehnjährige Sohn des Hauses, bewohnte.

Ein jedes Ding hat seinen Haken, sagt ein altes Sprichwort, und will gewissermaßen damit ausdrücken, daß kein Glück unter der Sonne vollkommen sei. Heinrich war nun in Wahrheit der „Haken“ in dem häuslichen Glück der Familie Löhlein. Die Eltern hatten ihm zu viel Güte und Rücksicht erwiesen und Beides vermüßgen nur die wenigsten

Menschenkinder zu ertragen. Erst müssen so und so viele Stürme des unerbittlichen Schicksals über unsere Häupter hinweg gefaust sein, bevor wir in dankbarer Zufriedenheit das Gute zu genießen verstehen, welches uns auf dieser Erde zu Theil wird. Heinrich war der einzige Sohn seiner Eltern, und als solcher natürlich auch der Liebling derselben; kein Wunder, daß aus dem Goldsöhnchen mit der Zeit ein verzogener und verhätschelter Bursche ward. Es geht gewöhnlich so, daß Eltern, welche eine freudenlose Jugend verlebt und mit mannigfachen Sorgen und Entbehrungen zu kämpfen gehabt, ihren Kindern gegenüber viel zu nachsichtig und schwach sind.

So war es auch hier.

Der Amtmann machte zwar hie und da einen schwachen Versuch, seinem Herrn Sohne die väterliche Strenge fühlen zu lassen, allein er kehrte stets auf halbem Wege wieder um und gab der zärtlichen Mutter seufzend Recht, wenn sie sagte: „Laß Heinrich doch austoben. Wohl ihm, daß ihm eine freudenreichere Jugend als uns geworden. Die Sorgen und Kümernisse des Lebens bleiben ja doch nicht aus, darum gönne ihm die kurze Spanne Zeit seliger Kindheit.“

Nun, die Tage der Kindheit waren vergangen, und Heinrich zum Jüngling herangereift. Die Milde und Nachsicht der Eltern blieb aber dieselbe, und es währte gar nicht lange, so war das Söhnchen den Ehegatten über den Kopf gewachsen. Der Amtmann sah jetzt mit Schrecken den begangenen Erziehungsfehler ein und fühlte sich gleichzeitig zu schwach, ihn wieder gut zu machen, denn Heinrich zeigte ihm und der Mutter gegenüber eine brüste Ueberlegenheit und warf nur zu häufig mit losmännigen Lebensarten um sich. Der schwache Vater schwieg und die weichmüthige Mutter weinte dann bei derartigen Gelegenheiten.

Das Goldsöhnchen hatte sozusagen vor Niemanden Respekt, den Onkel Oberförster ausgenommen. Obschon

auch dieser den Knaben außerordentlich liebte, machte er, wenn es ihm zu toll wurde, mit demselben doch keine Umstände und war mit einem paar wohlgezeelter Ohrfeigen und dieselben begleitenden „Kreuztausenddonnerwettern“ gleich bei der Hand. Sobald daher der Onkel im elterlichen Hause auf Besuch weilte, zeigte sich Heinrich von der lebenswürdigsten Seite und benahm sich anständig und folgsam. Wenn dann die Eltern dem alten Waidmann ihre Noth klagten über den mißrathenen Sohn, so konnte es natürlich unter solchen Umständen nicht ausbleiben, daß der Onkel verwundert den Kopf schüttelte und ansrief: „Si was, Ihr seid gegen den Jungen zu streng. Ich sehe ja, er benimmt sich ganz ordentlich.“ Der Amtmann theilte darauf hin seinem Schwager freilich mit, daß Heinrich sich nur während seiner Anwesenheit besser benähme, allein der Alte wollte dies nicht recht glauben, und so blieb denn Alles wie zuvor.

Auf Wunsch des Onkels sollte sich Heinrich dem Forstfach widmen, „denn“ — sagte er, — „der Jägerstand ist doch der schönste auf Gottes weiter Welt, wenn schon ihn die Herren von der Feder verkümmern wollen. Allein es gelingt ihnen doch nicht ganz. Wenn dann Heinrichs theoretische Ausbildung auf der Forstakademie beendet ist, nehme ich ihn zu mir und bringe ihm die Praxis bei, und Ihr sollt dann sehen, was für einen Staatskerl ich aus ihm machen werde.“

Sener Zeit sahen der Amtmann und seine Frau sehnsüchtig entgegen, denn sie setzten auf den Aufenthalt Heinrichs im Forsthaufe alle ihre Hoffnungen. Indessen mußte immerhin noch eine geraume Weile vergehen, bevor sie auf Erfüllung ihres Wunsches rechnen konnten, denn noch hatte Heinrich seine Studien auf der Akademie nicht beendet.

Der junge Mann war in ein neues Stadium des

Leichtsinnus getreten, welches indessen nur vom Onkel Oberförster als gefährlich erkannt wurde. Heinrich fing nämlich an, sich zu puzen und ein vollendeter Beck zu werden. Täglich wechselte er zu verschiedenen Malen seine Garderobe, trieb einen ziemlichen Aufwand mit Glacehandschuhen, deren er in allen möglichen Farben besaß, und erschien in der letzten Zeit nur mit einem Quetscher auf der Nase.

Während die Mutter es gern sah, daß Heinrich auf sein Aeußeres etwas hielt, wetterte und polterte der Onkel.

„Soll ein Stuker aus ihm werden?“ rief er auch heute wieder bald nach seiner Ankunft im Hause des Schwagers, unwillig aus. „Ist's nicht genug, wenn ein junger Mensch sauber einhergeht? Muß er sich tagtäglich puzen, wie ein Modenarr? Wetter noch einmal, in meiner Jugend hieß es bei mir: Ein Rock und ein Gott, und ich bin damit ganz gut gefahren.“

„Der Schwager hat ganz recht,“ bestätigte der Haus herr, „ich sehe aus einer solchen Puzsucht ebenfalls nichts Gutes herauspringen.“

Frau Böhlein wollte darauf hin etwas erwidern, schwieg jedoch still, denn Heinrich trat in diesem Augenblicke in's Zimmer. Er kam eben aus dem Collegium, wie die Hefte bewiesen, welche er unter dem Arme trug. Als er den Oberförster bemerkte, eilte er auf ihn zu, und umarmte ihn mit sichtlicher Freude. Der Alte trat indessen einen Schritt zurück, musterte den Neffen von oben bis unten und sagte dann:

„Ja was soll denn das heißen? Du trägst ja einen halben Fensterladen im Gesichte. Hast du schlimme Augen?“

„Das nicht,“ entgegnete Heinrich ziemlich verlegen, „es ist jetzt nur Mode.“

„So, so,“ meinte der Alte, „und dann versteckst du ja

deine Hände in Ziegenleder, hast du denn einen Ausschlag, daß du dich schämen mußt, sie offen zu zeigen?"

"Die besseren Stände pflegen Handschuhe zu tragen," gab der junge Mann naserümpfend zur Antwort, „und wir zählen uns ihnen bei.“

Der Alte fing fürchtbar zu lachen an und rief:

„Bieber Heinrich, du zählst vorläufig noch gar nicht, denn noch bist du ein Schüler, und für einen solchen schickt es sich, die Nase hübsch in die Bücher zu stecken, aber ohne Quetscher, und seine Aufgaben sorgfältig auszuarbeiten, aber nicht mit Handschuhen an den Händen. Und ganz besonders darfst du, der ein Forstmann werden will, an solche Narrheiten nicht denken, überlaß das den Modegecken, die nichts weiter gelernt haben, als ihren armseligen Kadaver zu schmücken.“

Heinrich sah schmollend vor sich nieder, murmelte einige unverständliche Worte und ging dann zur Thüre hinaus.

„Da stehst du's," sagte der Amtmann zu Grüneich, „er spielt den Beleidigten!“

„Wird schon anders werden, wenn er erst im Walde ist!“

„Mir kommt es immer vor," meinte der Hausherr, „als ob er keine Lust mehr verspüre, Forstmann zu werden.“

„Natürlich," polterte der Oberförster, „solch' ein Stützer hat zu Nichts Lust. Laßt mich nur machen, ich kriege ihn schon zahm. Wie steht's denn mit seinen Schulzeugnissen?"

Der Amtmann zuckte die Achseln und antwortete: „Die Lehrer klagen gewaltig.“

„Wißt Ihr was," hub nach einer Weile der Alte an, „er soll seine diesjährigen Ferien, die demnächst beginnen, bei mir zubringen. Ich will ihm bei dieser Gelegenheit auf andere und bessere Gedanken verhelfen.“

Die Eltern erklärten sich damit einverstanden. „Nur,“ sagte die besorgte Mutter, „verfahre nicht zu rauh und streng mit ihm.“

„Soll ich den Jungen etwa in Watte einwickeln?“

„Du, was seid ihr Jäger für ein grobes Volk,“ klagte Frau Böhlein und hielt sich die Ohren zu.

Die beiden Männer lachten und der Onkel Oberförster schickte sich an, den Heimweg anzutreten. Als er Heinrich Adieu sagte, schüttelte er dessen Hand und rief ihm zu:

„Nächstens besuchst du mich, bringst mir aber keine Handschuhe mit, und läßt auch den fatalen Nasenqueisler hübsch zu Hause, denn sonst lacht dich der Wald und alles Wildpret aus, das er beherbergt. Basta, — abgemacht.“

### Drittes Kapitel.

#### In angenehmer Gesellschaft.

Die obere Etage des Böhlein'schen Hauses bewohnte der Baron Fürnroth. Er war ein in den vierziger Jahren stehender Junggeselle, welcher die ganze schöne Wohnung mit einem Diener und einem Hunde theilte. Der Diener führte dem gnädigen Herrn die Wirthschaft, und der Hund sorgte für seine Kurzweil, indem er sich ihm täglich in einer Menge von Kunststücken produzirte, die er mit der Zeit erlernt.

Herr von Fürnroth galt in der ganzen Stadt als ein Sonderling, und seine Lebensweise, sowie auch sein Aeußeres rechtfertigten vollkommen diesen Ruf. Er war ein langer, ungemein hagerer Mann mit einem ziemlich ver-

trockneten Gesicht, welches durch eine große Brille mit blauen Gläsern noch mehr entstellt wurde. Die Haare auf seinem Haupte waren buchstäblich zu zählen, denn er hatte so gut wie keine, und auch das kleine Badenbärtchen sah sehr dürrtig aus und konnte höchstens als ein schlichterner Versuch gelten. Und so dünn wie der ganze Mann war auch seine Stimme; man mußte gewaltig die Ohren spiken, wenn man ihn verstehen wollte, denn er sprach sehr leise, dabei aber ungemein langsam und in Pausen. Was er aber redete, war verständig und hatte Hand und Fuß, wie man zu sagen pflegt.

Ogleich Baron Färntho noch nicht lange in der Stadt wohnte, in welcher theilweise unsere Erzählung spielt, so war es dennoch schon allgemein bekannt, daß er ein reicher Mann sei. Es verging selten eine Woche, daß er nicht durch die Post zahlreiche Geldbriefe empfing, deren Inhalt stets einen außerordentlich hohen Werth repräsentirte. Durch den Diener des Barons hatte man erfahren, daß er in Holland und Belgien große Güter und Fabriken besitze, und so wußte man denn sofort die Quelle, aus welcher die hohen Geldsummen flossen.

Dabei lebte der Baron ungemein einfach und machte keinerlei Aufwand, höchstens unternahm er von Zeit zu Zeit größere Reisen und zwar, wie der Diener aussagte, nach Holland und Belgien, um daselbst seine Güter und Fabriken zu inspiziren.

„Warum hat aber Euer Herr,“ fragten einzelne Neugierige den Bedienten des Barons, „seinen Aufenthalt nicht dort genommen? Es wäre ja doch viel bequemer für ihn, wenn er fortwährend nach seinem Eigenthum sehen könnte.“

Der Diener wollte Anfangs mit der Sprache nicht recht heraus, dann aber sagte er:

„Mein Herr ist eben ein wunderlicher Rauz und scheut

den Aufwand, den er nothwendiger Weise in seiner Heimath machen müßte.“

„Also ist er ein Holländer?“

„Allerdings, indessen stammt er aus einer deutschen Familie. Er ist ein Feind von Gesellschaften und Gastmählern und liebt die Einsamkeit. Daher zog er hierher, wo ihn Niemand kennt und er der Nothwendigkeit überhoben ist, seinem Stand und Range gemäß leben zu müssen.“

Diese Aussagen des Dieners hatten zur Folge, daß man fortan den Baron Fürnroth für einen Geizhals hielt, und sich wenig mehr um ihn kümmerte, was demselben indessen nur angenehm zu sein schien.

In der Wahl von Bekannten ging er sehr sorgfältig und wählerisch zu Werke, und in der ganzen Stadt gab es eigentlich nur einen einzigen Menschen, der das Glück genoß, täglich mit ihm zusammen zu kommen. Dieser Begünstigte war der Polizeirath Haberkorn. Die Familie Böhlein sah dagegen ihren Miethsherrn höchst selten und ihr gesammter Verkehr mit ihm beschränkte sich im Grunde genommen nur auf das übliche „guten Tag“ und „guten Weg“.

In der letzteren Zeit war indessen Heinrich mehrere Male die Auszeichnung geworden, von dem Baron angerebet zu werden und es gewann den Anschein, daß der junge Mann dem Miethsherrn gefallen habe, denn der Letztere lud ihn bald nachher ein, ihn zu besuchen.

Heinrich, welcher sich für den Sonderling ebenfalls interessirte, ließ diese Aufforderung nicht unbenutzt vorübergehen und fand sich an einem Sonntagnachmittag in der Wohnung des Barons ein.

Er ward von dem Letzteren sehr zuvorkommend aufgenommen und mit einem vortrefflichen Kaffee bewirthet, welchen der gnädige Herr selbst bereitete.

„Ich bin es von jeher gewöhnt,“ bemerkte der Baron

gewissermaßen zu seiner Entschuldigung, „mich selbst zu bedienen und übertrage nur die niedrigen Handlangerdienste meinem Jean. Ich habe gefunden, daß man auf diese Weise am Besten fährt. Ich bitte, diesen Kaffee zu versuchen und mir dann zu sagen, ob er nicht deliziös ist.“

Heinrich gestand dies sofort zu, denn er hatte in der That noch nie denselben so vortrefflich zubereitet getrunken.

„Sie werden mir ferner gestatten,“ fuhr Herr von Fürnroth weiter fort, „Ihnen eine ächte Havannah präsentiren zu dürfen,“ und holte ein Cigarrenkistchen herbei, „denn der Genuß des Kaffees wird durch eine gute Cigarre stets erhöht, auch läßt es sich viel besser plaudern, was wir jetzt mit möglichster Behaglichkeit thun wollen.“

Bei diesen Worten nahm der Sprecher neben Heinrich auf dem Sopha Platz.

„Sie besuchen also die Forstakademie in hiesiger Stadt?“ fragte Fürnroth seinen Besuch in höflichem Tone, und fügte, nachdem Heinrich bejahend geantwortet, hinzu: „Werden Sie gern die belebte Stadt mit dem stillen Wald vertauschen?“

Heinrich zuckte die Achseln. „Gern oder nicht, ich folge hierin einzig und allein dem Wunsche meiner Eltern und meines Onkels, der selbst ein Forstmann ist.“

Baron Fürnroth rückte die blaue Brille näher an die Augen und sagte dann:

„Es ist nach meinem Dafürhalten nicht rathsam, sich mit einem gewissen Widerwillen einem Stande zu widmen, und der erstere scheint bei Ihnen vorhanden zu sein.“

„Allerdings,“ gab nach kurzem Nachdenken Heinrich zu, „indessen gebe ich mich der Hoffnung hin, nicht lange fern von der Stadt im Walde sein zu müssen.“

„So rechnen Sie auf eine schnelle Carriere?“

„Allerdings, und habe ich es einmal erst zum Forstrath gebracht, so steht mich der Wald nimmer wieder.“

„Das glaube ich Ihnen gern,“ entgegnete lächelnd der Baron, und füllte die Tasse des jungen Mannes auf's Neue, „Sie scheinen mir überhaupt ein eifriger Anhänger des gesellschaftlichen Lebens zu sein, das man auf dem Lande unter Bauern allerdings nicht findet. Wo pflegen Sie hier zu verkehren?“

Heinrich sah verlegen vor sich nieder und versetzte zögernd: „Ich bin zumeist zu Hause, mein Vater sieht es nicht gern, daß ich öffentliche Lokale besuche.“

„Was Sie sagen?“ rief der Andere erstaunt und drückte abermals die Brille fester gegen die Augen. „Ein junger Mann muß sein Leben genießen, wird er älter, so hört die Lust am Genuße von selber auf. Ah, als ich in Ihrem Alter stand, lebte ich sehr flott, — und ich kann Ihnen nur sagen, daß ich es heute noch nicht bereue.“

„Mein Vater hegt den Grundsatz,“ erlaubte sich Heinrich zu bemerken, „daß die Jugend lernen und arbeiten müsse, der Genuß aber nur für das Alter sei.“

„Der Herr Amtmann ist ein vortrefflicher Charakter, in diesem Punkte jedoch denkt er jedenfalls zu streng. Wir Menschen bedürfen in jeder Altersstufe so nothwendig der Abwechslung, und ich weiß aus Erfahrung, wie trefflich die Arbeit fließt, wenn ein Vergnügen vorausgegangen oder in Aussicht steht. Nein, nein, ich werde mit Ihrem Herrn Vater über diesen Punkt sprechen und ihn gleichzeitig um die Erlaubniß bitten, Sie hie und da in die Gesellschaft einzuführen zu dürfen. Apropos, ich sah Sie wiederholt mit einem jungen Manne auf der Straße, welcher auf der hiesigen Bank angestellt ist, wenigstens wechselte er mir daselbst vor einiger Zeit ein größeres Kassensbillet. Es ist ein sehr angenehmer, junger Herr, und wahrscheinlich Ihr Freund?“

„Allerdings,“ bestätigte Heinrich, „er ist der Sohn des Bankdirektors Heim, und auf der Bank als Kassirer ange-

stellt. Leider muß ich mich auf Wunsch meines Vaters in meinem Umgange mit ihm beschränken, da er ein etwas flottes Leben führt."

"Was verstehen Sie unter flottem Leben?"

"Nun, mein Freund spielt, reitet und trinkt hin und wieder auch eine Flasche Champagner."

"Ja, mein Gott," rief der Baron erstaunt aus und schlug die Hände zusammen, "ist das eine Sünde?"

"Mein Vater meint, es schide sich nicht für einen jungen Menschen."

"Sollen denn nur alte Leute spielen, auf dem Pferde sitzen oder Champagner trinken?"

Heinrich mußte ob dieser Frage unwillkürlich lachen und der Baron stimmte ein.

"Nein, nein," fuhr der Letztere weiter fort, "Ihr Herr Vater sieht in diesem Punkte zu schwarz. Es wird mir ein Vergnügen sein, die nähere Bekanntschaft Ihres Freundes zu machen, und ich ersuche Sie, mich ihm gelegentlich vorzustellen."

Nachdem Heinrich mit dem liebenswürdigen Herrn von Färrroth noch ein weiteres halbes Stündchen angenehm verplaudert, empfahl er sich, und kehrte ganz entzückt in die elterliche Wohnung zurück.

"Das ist ein herrlicher Mann," dachte er bei sich, "ein wahrer Freund der Jugend. Schade, daß er nicht mein Onkel ist, bei ihm würde ich gern sein."

Auch gegen die Eltern erging sich Heinrich in Lobeserhebungen über den Baron, und der Amtmann stimmte denselben bei, als er einige Tage später auf eine Aufforderung hin seinen Miethsherrn ebenfalls besucht hatte.

"Wirklich ein charmanter Herr," äußerte sich Löhlein, "ein ächter Cavalier, das muß ihm der Neid lassen. Er hat um die Erlaubniß gebeten, Heinrich heute Abend mit sich nehmen zu dürfen, und ich habe ihm zugesagt, denn eine

solche Gesellschaft kann nur bildend und fördernd auf einen jungen Mann einwirken.“

Heinrich war ob dieser Mittheilung vor Freuden außer sich und konnte vor Ungeduld das Hereinbrechen des Abends kaum erwarten. Zur bestimmten Stunde erschien der Baron, „um,“ wie er sagte, „seinen jungen Freund dem väterlichen Hause zu entführen.“

Auf der Straße fragte er Heinrich: „Wäre es wohl möglich, den Abend mit Ihrem Freund gemeinschaftlich zu verbringen?“

„O gewiß,“ entgegnete der junge Mann, „Anton ist noch im Geschäft anzutreffen, und wird mit Freuden die ehrende Einladung annehmen.“

„Guten wir ihn also ab,“ rief der Baron und richtete mit Heinrich gemeinsam seine Schritte nach dem Bankgebäude. Sie langten sozusagen noch vor Thorschlufß dort an, denn der Sohn des Direktors stand eben im Begriff, dem Kontor den Rücken zu kehren.

Heinrich stellte seinen Freund dem Baron vor.

„Ich habe bereits vor Wochen das Vergnügen gehabt,“ bemerkte Anton unter einer artigen Verbeugung, „Ihre Bekanntschaft zu machen.“

„Ganz recht,“ bestätigte Herr von Färnroth, „allein nur in Geschäften. Heute hoffe ich dagegen länger mit Ihnen zusammen zu sein, insofern Sie meine Einladung nicht abschlägig bescheiden.“

Dies that indessen Anton nicht und bald nachher saß das Kleeblatt in dem hintern Stübchen eines der ersten Hotels der Stadt, welches der junge Handlungsbesessene in Vorschlag gebracht, „da man dort ungenirt sei.“

In der That war denn auch das Kleeblatt im Zimmer allein. Der Baron bestellte ein feines Souper für sich und seine Begleiter, welche sich bis zum Beginn desselben den servirten Wein trefflich munden ließen.

„Sehen Sie, meine Freunde,“ rief der Baron und stieß mit den jungen Männern an, „so habe ich's gern, allein für sich mit ein paar guten Bekannten. Man unterhält sich ungefördert, ißt und trinkt, raucht eine gute Cigarre, macht vielleicht auch ein Spielchen und geht dann heiter und vergnügt nach Hause.“

Herr von Fürnroth entwickelte allmählig einen so gesunden Humor, wie man ihn bei dem sonst so stillen Mann nicht gesucht haben würde. Das auserwählte Souper, sowie der vortreffliche Wein trugen auch das Ihrige zur heiteren Stimmung bei und so gestaltete sich denn der Abend zu einem außerordentlich genussreichen.

Heinrich strahlte vor Freude und Lust, denn so wohl war es ihm noch nie ergangen. Er sprach dem Champagner fleißig zu und erging sich gegen den liebenswürdigen Baron in lauten Danquesausbrüchen.

„O bitte,“ sagte Herr von Fürnroth abwehrend, „erwähnen Sie doch einer solchen Kleinigkeit nicht. Das gehört zum Leben, wie Sie gewiß jetzt ebenfalls einsehen werden.“ Hierauf zog er seine Uhr und fuhr dann weiter fort: „Es ist übrigens noch früh am Tage, wie wär's, wenn wir ein kleines Spielchen begännen?“

„Da bin ich dabei,“ fiel der Sohn des Bankdirektors rasch ein, „nur bitte ich, den Einsatz nicht allzu hoch zu stellen.“

„Wir wollen ja nicht gewinnen, sondern uns nur unterhalten,“ gab der Baron lächelnd zurück.

„Ich werde mich wohl des Spielens enthalten müssen,“ bemerkte Heinrich in sichtlich Verlegenheit, „denn erstens bin ich der Karten nicht recht kundig und außerdem sind mir alle Spiele fremd.“

„O mein Freund,“ versetzte Herr von Fürnroth lächelnd, „eine spezielle Kenntniß ist auch durchaus nicht nöthig. Sie setzen auf irgend eine beliebige Karte, der Bankier hebt ab

und entweder haben Sie gewonnen oder verloren, — das ist Alles.“

„Wenn auch, — ich — werde — doch wohl —“

„Ach was,“ rief jetzt Anton, „ziere dich nicht und rücke mit der Wahrheit heraus. Du hast einfach kein Geld, deshalb spielst du den Blöden.“

„Wenn es weiter nichts ist,“ nahm der Baron das Wort und zog seine Brieftasche, „so bitte ich nur, es mir zu sagen.“ Dabei entnahm er der Tasche einen Zehnthalerschein und überreichte ihn Heinrich.

Der Letztere fuhr erschrocken zurück und stotterte: „Das kann ich nicht annehmen, Herr Baron, denn ich würde bei Verlust des Geldes um die Rückzahlung verlegen sein.“

„Das hat durchaus nichts zu sagen,“ entgegnete Herr von Fürnroth zuvorkommend, „ich bin ein nachsichtiger Gläubiger. Versuchen Sie nur Ihr Glück, vielleicht ist es Ihnen hold.“

Noch zögerte Heinrich, indessen gelang es dem vereinten Zureden der beiden Andern sehr bald, ihn zur Annahme des Darlehens zu bewegen.

Der Baron war Bankhalter und das Spiel begann.

Die Einsätze waren Anfangs sehr klein, doch dauerte das nur eine kurze Weile. Bald sah man an Stelle der bescheidenen Silbergroschen Mark- und Thalerstücke auf den betreffenden Karten liegen.

Heinrich hatte namenloses Glück und befand sich nach einer halben Stunde schon in der angenehmen Lage, seine Schuld an Herrn von Fürnroth zurückzahlen zu können, denn er hatte allmählig gegen dreißig Thaler gewonnen.

Die Spieler erhitzen sich und der Baron wandte Alles an, die Einsätze möglichst in die Höhe zu treiben.

Heinrich hielt jetzt die Bank. Das Glück war ihm

treu geblieben, während Herr von Fährroth fast unablässig verlor.

Dennoch behielt der Letztere seine gute Laune bei und rief ein um das andere Mal lachend: „Wenn das so fortgeht, kehrt unser junger Freund Heinrich als Millionär in das väterliche Haus zurück.“

Heinrichs Wangen glühten vor innerer Aufregung; eine ähnliche Geldsumme, wie sie jetzt vor ihm lag, hatte er noch nie in Händen gehabt, geschweige sie sein Eigenthum genannt. Er glaubte zu träumen und fürchtete das Erwachen. Und als er sich nach und nach an den Gedanken, das Geld gehöre Alles sein, gewöhnte, machte wiederum die Befürchtung sein Herz klopfen, das Glück könne ihn plötzlich verlassen. Allein es blieb ihm bis zum Schluß des Spiels getreu.

Anton hatte ebenfalls gewonnen und zuguterletzt sogar noch einen ganz gehörigen Treffer gemacht, so daß Baron Fährroth ausrief:

„Nein, das ist zu viel, ich höre jetzt auf. Auch bin ich außer Stande fortzuspielen, da mein Kleingeld zu Ende ist und ich nur über diesen Tausender noch verfüge.“

Dabei legte er die betreffende Banknote vor sich auf den Tisch.

„Es ist auch schon spät,“ bemerkte Anton, seinen Gewinnst in die Tasche steckend, welchem Beispiele Heinrich folgte, „Mitternacht ist längst vorüber.“

Der Baron klingelte dem Kellner und überreichte ihm zur Bezahlung den Tausendthalerschein.

Der dienstbare Geist zog, als er einen Blick auf das Billet geworfen, ein äußerst verblüfftes Gesicht und sagte unter einem gewaltigen Krachfuß: „Ich bin außer Stande, Ew. Gnaden herauszugeben.“

„Ja,“ entgegnete lächelnd Herr von Fährroth, „was ist da zu machen? Ich habe kein anderes Geld.“

Anton und Heinrich zogen schnell ihre Geldbeutel hervor, allein der Baron machte eine abwehrende Bewegung und sagte ernst und gemessen: „Ich bitte mich nicht zu beleidigen, auch habe ich bereits einen Ausweg gefunden.“ Nach diesen Worten wandte er sich an Anton und fragte ihn: „Sie sind hier bekannt, Herr Heim? Nun denn, so wird man uns wohl kreditiren. Ich erlaube mir, Ihnen hiermit den Tausender zu überreichen mit der Bitte, denselben auf der Bank umzuwechseln und davon den Betrag der Rechnung morgen, oder vielmehr heute früh, hierher senden zu wollen.“

„Mit dem größten Vergnügen,“ entgegnete der junge Kassirer, „wünschen Sie den Gegenwerth in Hunderten oder kleineren Beträgen?“

„Ist mir gleichgiltig.“

„Ich werde mir erlauben, Ihnen den Betrag im Laufe des Vormittags durch den Kassendiener zugehen zu lassen.“

„Ganz nach Ihrer Bequemlichkeit,“ versetzte Herr von Fürnroth aufstehend, „denn es hat durchaus keine Eile.“

Gleich darauf trat die kleine Gesellschaft den Nachhauseweg an und die beiden jungen Männer trennten sich nicht von dem Baron, ohne ihm für den genussreichen Abend gedankt zu haben.

„Wird mir ein Vergnügen sein, bald einen ähnlichen mit Ihnen wieder verleben zu können,“ entgegnete der liebenswürdige Mann.

„Ich wünsche nur,“ schloß Anton die Unterhaltung, „daß Ihnen dann das Glück holder sein möge, als es heute Abend gewesen ist.“ . . .

Als Heinrich zu Hause angekommen war und sein Zimmer betreten hatte, konnte er nicht umhin, die Summe noch einmal zu überzählen, welche er im Spiele gewonnen. Seine Augen leuchteten, — waren es doch über fünfzig

Thaler, die vor ihm auf dem Tische lagen. Lange Zeit betrachtete er die glänzenden Silberstücke und Banknoten, dann schloß er sie sorgfältig in seine Börse wieder ein, legte dieselbe unter das Kopfkissen und begab sich hierauf zu Bett.

Der Schlaf floh ihn lange Zeit.

Hunderte von Luftschlössern bauten sich in seiner erregten Fantasie auf und als er endlich einschlief, gingen die bunten Bilder selbst in seine Träume über.

Die Sonne stand längst am Himmel, als er endlich erwachte.

Sein erster Gedanke galt dem unter dem Kopfkissen versteckten Mammon. Er zog den wohlgefüllten Beutel hervor und begann den Inhalt abermals zu zählen; plötz- lich aber verbarg er den Schatz, denn es ward an die verschlossene Thüre geklopf.

„Wer da?“ rief Heinrich erschrocken.

„Ich bin's,“ rief von Außen Frau Böhlein zurück, „es ist acht Uhr und Zeit zum Aufstehen. Um neun Uhr beginnt das Colleg.“

„Ich komme gleich,“ entgegnete Heinrich.

Als er aufstand, faßte er sich an den Kopf, der ihn heftig schmerzte, und als er sich im Spiegel betrachtete, bemerkte er, daß er sehr übernächtig ausah. Verdrießlich und übel gelaunt betrat er das Familienzimmer. Der Vater war schon aufs Bureau gegangen, was ihm, unangenehmer Bemerkungen halber, nicht unlieb war. Die Fragen der Mutter, wie er sich unterhalten, beantwortete er kurz und mürrisch.

„Et, ei,“ meinte die gutmüthige Frau, „da ist heute schlecht Wetter! Ja, ja, das kommt von der Nachtschwär- merei. Bleib' du ein anderes Mal lieber hübsch zu Hause.“

Heinrich entgegnete nichts, trotzdem er anderer Ansicht war. Er trank seinen Kaffee schnell aus, raffte seine Bücher und Hefte zusammen und trollte sich nach der Schule.

#### Viertes Kapitel.

### Ferientage.

Der Mensch gewöhnt sich an Alles, sowohl an das Gute wie an das Schlechte. Wer von Jugend an dem Ersteren treu ergeben war, wird die Sünde von ganzem Herzen hassen, und so umgekehrt. Trotz alledem ist es ein schweres Ding, jeglicher Versuchung zu widerstehen, denn der Teufel führt gar eine süße, verlockende Sprache. Wohl daher Jedem, der Kraft genug besitzt, das böse Element von seinem Herzen fern zu halten!

Heinrich besaß sie nicht, wenigstens gab er sich keine Mühe, den schmalen, dornenvollen Pfad der Tugend zu wandeln. In sein an und für sich hoffährtiges Herz war der sündhafte Funke gefallen und hatte dort geschäftig ein alle guten Vorsätze verzehrendes Feuer angefacht, aus welchem der Leichtsinns und die Genußsucht hervorgingen.

Wenn am Abend sich die Eltern zur Ruhe begaben, suchte der bethörte junge Mann ebenfalls sein Schlafzimmer auf, wartete daselbst eine geraume Weile, bis er gewiß war, daß die Eltern schliefen, — dann öffnete er das Fenster und stieg durch dasselbe hinaus, um in wilder Eile allerlei Vergnügungen entgegen zu rennen. Hatte er sich satt getollt, so kehrte er auf demselben Wege in sein Zimmer wieder zurück, ohne daß die Eltern eine Ahnung von seinem wilden Treiben beschlich.

Diese nächtlichen Wanderungen dauerten eine geraume Zeit fort, bis schließlich die gewonnene Geldsumme zur Neige ging, denn das Glück im Spiel hatte den leichtsinnigen Heinrich alsbald verlassen. Dagegen erfreute er sich jetzt einer ausgebreiteten Bekanntschaft und die jugendlichen Wüstlinge, mit denen er verkehrte, wußten Rath und Hilfe. In einer der Winkelstraßen der Stadt wohnte ein Jude, der Söhnen wohlhabender Eltern gegen hohe Prozente Gelder lieh. Er wurde auch für Heinrich der rettende Engel, denn der Name des Amtmanns Böhlein hatte bei ihm einen guten Klang.

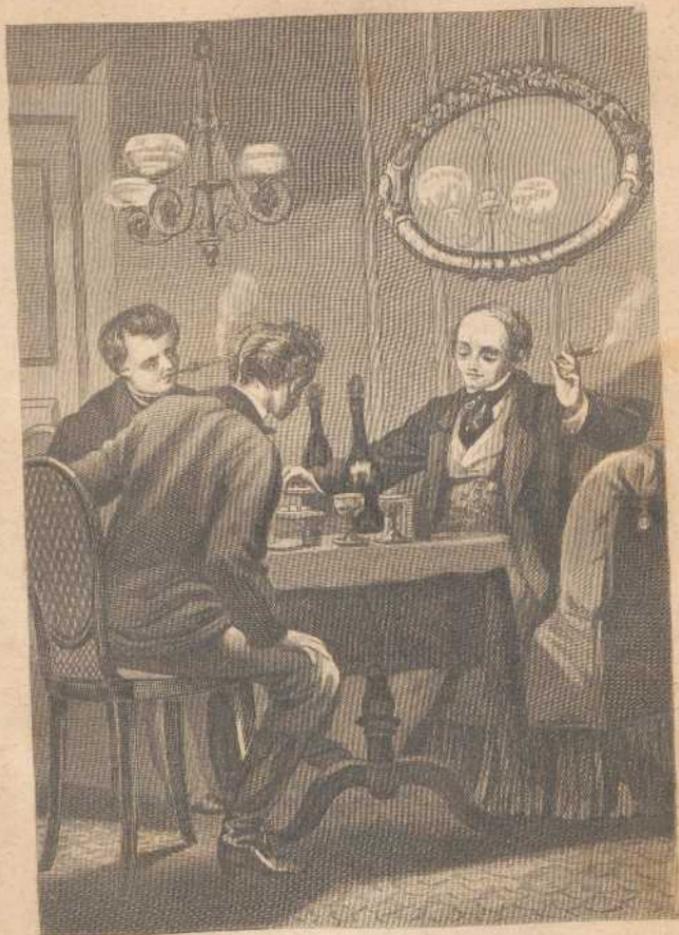
Mit einem Worte, der genußsüchtige Heinrich machte Schulden, und da er leidenschaftlich gern spielte, dabei aber fast regelmäßig verlor, so nahm die Summe, welche er von dem Juden geborgt, in erschreckender Weise zu, und nur zu bald fingen für den jungen Mann die Sorgen an.

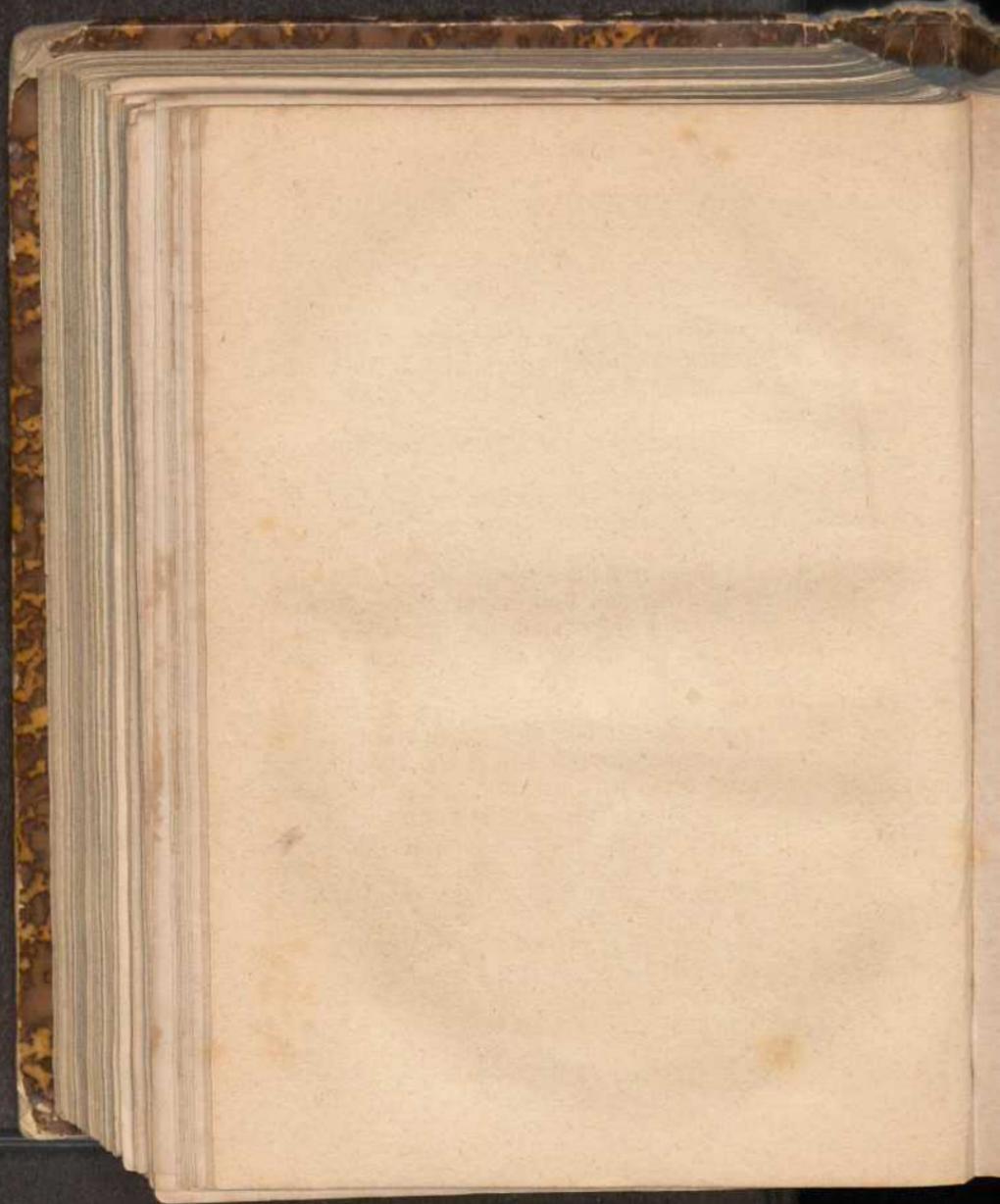
Sonderbarer Weise hatte er den Baron Fürnroth seit jenem denkwürdigen Abend nicht wieder gesehen; er vermochte sich diese eigenthümliche Zurückhaltung des adeligen Herrn nicht zu erklären, bis er schließlich zufällig von seinem Vater erfuhr, daß der Baron verreiselt sei.

Die sehulichst erwarteten Herbstferien nahten heran, da eröffnete der Amtmann eines Tags seinem Sohne, daß er dieselben auf besonderen Wunsch des Onkels im Forsthanse zubringen solle. Heinrich vermochte seinen Aerger über diese unerfreuliche Aussicht nicht zu verbergen und als ihn der Vater nach dem Grunde seines Mißbehagens fragte, antwortete er mit ziemlicher Offenheit:

„Den Wald sehe ich noch Zeit genug. Wenn man zehn Monate lang auf der Schulbank gesessen, sehnt man sich wahrhaftig nach einer kleinen Erholung. Ein einsames Forsthaus bietet aber für einen jungen Menschen wenig Erfreuliches.“

„Ich begreife nicht, wie du so reden kannst,“ wider-





sprach der Vater, „wirfst du nicht vom alten Oberförster und seiner Frau geliebt wie ein Sohn? Thun sie nicht Alles, um dir Freude zu bereiten? Und ist die herrliche Natur, die du dort findest, nicht angethan, das menschliche Herz zu erheben?“

Heinrich murmelte einige unverständliche Worte und maulte. Dennoch blieb es beim ursprünglichen Abkommen und Heinrich wanderte, gleich nach Beginn der Ferien, zum Onkel Oberförster hinaus.

Mit offenen Armen ward der Nefte von dem Ehepaare begrüßt.

„Jetzt sehe Giner das Milchgeschicht an,“ rief der alte Jäger, nachdem er Heinrich näher betrachtet, „du schaust ja aus wie die Buttermilch, wenn sie Lust bekommt, Käse zu werden! Ja, ja,“ fügte er gleich darauf hinzu, „das kommt von der Stubenhockerei, von dem vermaledeiten Rechnen. Sapperlot, ein künftiger Forstmann und sieht aus wie ein alter Mehlsack! Na, das soll jetzt anders werden. Warte nur, mein Junge, du sollst bei mir bald wieder Farbe bekommen. Schlag vier Uhr geht's aus den Federn und dann bei Wind und Wetter bis zum späten Abend in den Wäldern herum, bergauf, bergab, daß es eine Lust ist.“

Heinrich ward bei diesen Mittheilungen nichts weniger als wohl zu Muthe und er senfte still in sich hinein. Das Schlimmste sollte indessen für ihn noch kommen. Nach dem Abendessen stellte nämlich der Onkel ein kleines Examen mit ihm an, und fand nur zu bald, daß der junge Herr in seinem Wissen weit zurück war.

„Wetter noch einmal,“ rief der Alte und sprang vom Stuhle auf, „du bist ja im Forst- und Waldmannsfache so unerfahren wie ein neugeborenes Kind! Kennst nicht einmal die bekanntesten Jägerausdrücke! Sagst vom Hochwild, daß es frißt, während jeder dumme Jägerbursche weiß, daß es heißen muß; es äset; sprichst vom fetten Hirsch, anstatt

vom feisten, und weißt nicht einmal, daß die Augen des Edelwilds Lichter, die Ohren Gehör, die Zunge Waidlöffel und das Fell Haut genannt werden. Heinrich, Heinrich, du bist ein fauler Strick, nimm mir's nicht übel."

Der Alte lief erregt im Zimmer auf und ab, während der Nefte verlegen vor sich nieder sah und mit den Fingern spielte. Die Försterin hatte den Strickstrumpf bei Seite gelegt und das Haupt in die Hand gestützt. Nach einer Weile sagte sie: „Daß es für heute gut sein, Alter, Heinrichs Ferien dauern ja sechs Wochen und in dieser Zeit läßt sich Vieles nachholen und wieder gut machen. Er sieht sein Unrecht gewiß ein und wird fortan ein aufmerksamer Schüler sein.“

„Na,“ brummte der alte Waidmann, „das will ich ihm auch gerathen haben. Gute Nacht!“

Damit gab er das Zeichen zum Schlafengehen und geleitete Heinrich nach dessen Zimmer. Dort angekommen, sagte er kurz zu ihm: „Morgen früh vier Uhr hast du anzutreten. Wir wollen auf Rothwild birschen. Weißt du, was das heißt?“

Heinrich nickte und gab auf die wiederholte Frage des Onkels zur Antwort: „Unter Birschen versteht man die Einzeljagd mit der Flinte.“

„Richtig und jetzt leg' dich hin und schlaf'.“

Der Alte ging zur Thüre hinaus und ließ den Neffen in einer verzweifeltsten Stimmung zurück.

„Das nenne ich schöne Ferien,“ rief er höhniſch, „statt Erholung — anstrengende Arbeit, statt mit guten Freunden gemüthlich beisammen zu sitzen, — hinter einem Busch oder Baum auf Anstand stehen und warten müssen, bis es einem solchen Gsel von Hirsch gefällig, vorüber zu kommen und auf sich schießen zu lassen. Ich wollte, der ganze Wald

hier wäre, wo der Pfeffer wächst und ich hunderte von Meilen davon.“

Mit einem tiefen Seufzer warf er sich auf's Bett, das er ziemlich hart fand. Lange floh ihn der Schlaf, was ihm um so unangenehmer war, da er ja frühzeitig wieder heraus mußte. Und in der That hatte es noch nicht vier Uhr geschlagen, als der Jägerbursche Anton nicht eben sanft an die Thüre pochte und mit gellender Stimme rief: „Aufstehen! 's ist Zeit! Der Herr Oberförster wartet bereits!“

Ach! Heinrich war noch so müde und dennoch mußte er gehorchen. Die angenehme Aussicht, in den Ferien gehörig auschlafen zu können, war für ihn ebenfalls zu Wasser geworden. Er kleidete sich rasch an und eilte dann zum Drinnen, um daselbst seine Toilette zu beenden, denn bei dem gestrengen Dunkel war an ein Waschbecken nicht zu denken.

Als er in die Wohnstube trat, rief ihm der alte Waidmann ein barsches „Schnell! Schnell!“ zu und wies ihm gleichzeitig einen Platz neben sich an.

„Bevor wir aufbrechen, wollen wir noch einen Teller Suppe essen,“ sagte er erläuternd zu dem Neffen.

„Früh Morgens Suppe an Stelle des Kaffee's!“ dachte Heinrich bei sich, „das wird ja immer schöner! Wenn das in jeder Hinsicht so fortgeht, werde ich mich bald auf die Strümpfe machen und eines schönen Morgens auf und davon sein.“

Heinrich genoß von der dicken Mehlsuppe nur sehr wenig und brach dann mit dem Onkel auf. Unterwegs sagte der Letztere zu ihm: „Ich gedenke heute gute Jagd zu haben, denn ich habe den Wechsel gehörig ausgespürt und einen prächtigen Achzehnder zu Gesicht bekommen.“ Da sein Begleiter nichts erwiderte, so blieb der Alte stehen und rief: „Wenn du etwas nicht verstehst, so sag's. Ich kann nicht riechen, was du nicht weißt. Nun?“

„Du hast von Wechsel gesprochen,“ sagte Heinrich endlich griesgrämig, „ich kenne die Bedeutung des Wortes nicht.“

„So will ich dir's erklären,“ versetzte der Oberförster, zog dabei aber ein sehr härbeißiges Gesicht, denn die Unwissenheit des Neffen ärgerte ihn gewaltig. „Im Rothwild zum Schuß zu bekommen, begibt man sich auf den Anstand, weil dieser das sicherste und zweckmäßigste Mittel zur Erreichung dieses Zweckes ist; denn das Wild hält Abends, wenn es auf die Aesung, und Morgens, wenn es zu Holze zieht, genau Wechsel, das heißt, es nimmt einen wie den andern Tag denselben Weg. Hat man sich nun durch genaues und tägliches Verspüren der Wildbahn mit dem Wechsel hinlänglich bekannt gemacht, so errichtet man in einer Entfernung von sechzig bis achtzig Schritt von demselben aus grünen Zweigen verdeckte Schirme auf der Erde, oder Sitze auf starken Bäumen, Kanzeln genannt, oder aber, wie ich es bereits gethan habe, man gräbt Löcher mit Sitzen in die Erde, woselbst man mit Gemüthsruhe das Wild erwarten kann.“

Heinrich seufzte und bemerkte: „Trotz alledem stelle ich mir das Lauern auf Wild recht langweilig vor.“

„Wetter noch einmal,“ brauste der Alte auf, „wer so etwas sagt, dem muß es sehr an Geistesbildung fehlen, denn er zeigt damit die Unfähigkeit an, sich längere Zeit mit sich selbst und der ihn umgebenden schönen Natur unterhalten zu können.“ Nach diesen Worten klopfte der Oberförster seine Pfeife ziemlich heftig aus und fuhr dann, immer begeisterter werdend, weiter fort: „Langweilig? Wetter noch einmal. Früh vor Tage, wenn in der Natur noch Alles schläft und ruht, geht der Waidmann hin an den Ort, wo er das zu Holz ziehende Wild zu erwarten gedenkt. Mit anbrechendem Morgen erwacht Alles. Majestätisch erhebt sich die Sonne über den Gesichtskreis und drückt die

Dünste zu Boden. Zitternd glänzt an jedem Grassalm das krysthallhelle Thautröpfchen, und in frischem Grün prangt Wald und Wiese um ihn her. Und bei solchen und ähnlichen Wahrnehmungen sollte der Mensch sich langweilen? Im Gegentheil, diese in scheinbarer Unthätigkeit hingebachten Stunden sind dazu angethan, das Herz zu edeln und frommen Empfindungen zu stimmen, welche wahrlich auch dem Jäger zur Ehre gereichen und ihn zum sittlich guten Menschen bilden.“

Diese mit großer Wärme gesprochenen Worte hatten ihren Eindruck auf Heinrich nicht verfehlt. Seine Müdigkeit war in der frischen Morgenluft vollständig verschwunden und er lernte so zu sagen zum ersten Male den Zauber eines im Walde verlebten Morgens kennen. Noch hatte der Leichtsinn Heinrichs Herz nicht angekränkelt, noch war er fähig zu empfinden und sich den Schönheiten der Natur mit vollem Genusse hinzugeben. Seine Gesichtszüge, welche noch kurz vorher schlaff und verbrießlich erschienen, glätteten sich jetzt, aus den Augen strahlte eine reine Freude und um die Lippen schwebte ein zufriedenes Lächeln.

Der Oberförster bemerkte mit großer Genugthuung diese Umwandlung, und seine Worte klangen im Vieleß freundlicher, als er zu Heinrich sagte:

„Wir nähern uns dem Ziele unserer Wanderung und dürfen nicht mehr sprechen. Habe für Alles jetzt ein wachsameres Auge, beobachte mein Thun und Handeln, damit du das nächste Mal allein auf den Birschgang gehen kannst.“

Heinrich nickte und die beiden Männer schritten nun kräftig aus. Nach wenigen Minuten hatten sie den Wechsel erreicht und ihre Plätze eingenommen. Gleich einer Bildsäule saß der Dunkel Oberförster da, das Gewehr schußbereit in der Hand; keines seiner Glieder ließ die geringste Bewegung erkennen, nur die Augen gingen lebhaft hin und her, nach allen Seiten spähend, ohne daß dabei der Kopf

irgend welche Wendung machte. Heinrich folgte genau dem Beispiele des Onkels.

In friedlicher Ruhe lag der Wald da. Kein Lüftchen regte sich, Stille rings umher, nur hin und wieder fiel ein Blatt oder raschelte auf dem mit Pflanzen aller Art bedeckten Boden eine Eidechse.

Immer mehr schwanden die düsteren Schatten und hin und her huschende Lichtstreifen verkündeten den Aufgang der Sonne. Da knisterte es leise im Gebüsch und aus demselben trat vorsichtig ein Gabelhirsch, überall umher blickend. Ihm folgten bald mehrere, und schließlich erschien jener prächtige Ahtzehnder, von welchem der Oberförster bereits gesprochen. Der Letztere ließ den Hirsch ruhig auf Schußweite herankommen, wartete einen Moment ab, wo er mit der Breitenseite gegen ihn gekehrt stand, dann nahm er die schon vorher aufgezugene Büchse an den Backen, zielte und drückte hierauf ab.

Hell knatterte der Schuß in die frische Morgenluft hinein. In wilder Flucht wälzte sich das kleine Rudel Hirsche vorwärts, mit Ausnahme des getroffenen Ahtzehnders; er fuhr mit der Nase eine kurze Strecke auf der Erde hin, raffte sich schnell wieder auf, rannte in größter Wuth gegen Stämme an, brach dann zusammen und verendete.

„Das war ein Schuß mitten in die Lunge hinein,“ sagte befriedigt der alte Waidmann.

„Woher weißt du das so genau?“ fragte überrascht Heinrich.

„Nach den Bewegungen, die der Hirsch gemacht,“ erläuterte der Oberförster, „sie sind für die Art der Verwundung maßgebend. Man heißt sie in der Waidmannssprache zeichnen oder ein Zeichen machen. Doch jetzt komm zu unserem Kapitalhirsch.“

Das edle Thier lag in seinem Blute da. Der Ober-

förster schärfte den Leib des erlegten Wildes eine Hand breit mit dem Nickfänger auf und legte dann ein grünes Reis mit dem abgebrochenen Ende nach dem Geweihe zu.

Auf die Frage Heinrichs, was dieses Reis zu bedeuten habe, entgegnete der Alte:

„Dies geschieht deshalb, um Jedem, der das erlegte Stück etwa früher findet, als ich es abholen lassen kann, ein Zeichen zu geben, daß der Jäger schon dabei gewesen ist und es als Eigenthum betrachtet. — Wir wollen jetzt den Rückweg antreten, vorher aber noch bei meinem Waldhüter Born vorsprechen und dort eine kleine Stärkung zu uns nehmen.“

Diese letztere Aussicht kam Heinrich sehr gelegen, denn er verspürte einen sehr gesunden Appetit, und der Speck, das kräftige Schwarzbrot, sowie der vorzügliche Wein, den der Waldhüter seinen Gästen vorsetzte, schmecten ihm ganz außerordentlich gut.

Vergnügt und fröhlich kehrte er mit dem Onkel nach Hause zurück. Die gute Laune verließ ihn auch in der Folge nicht. Nach Verlauf einer Woche hatte er sich bereits an die neue Lebensweise gewöhnt, welcher er sogar allmählig Geschmack abgewann, denn einmal fühlte er sich an seiner Gesundheit ganz bedeutend gekräftigt und sodann fand er, daß der Aufenthalt im Hause des Onkels nichts weniger als langweilig war, daß vielmehr jeder Tag eine neue Abwechslung mit sich brachte. Außerdem machte er unter Anleitung des Onkels nicht zu unterschätzende Fortschritte im Forst- und Jagdwesen, und als die Ferienzeit verstrichen war, wußte er sich mit Sicherheit auf beiden Gebieten zu bewegen, — und siehe da, der Abschied vom Jägerhause und dem duftigen, grünen Wald fiel ihm unendlich schwer, ja, als er dem Onkel um den Hals fiel, weinte er sogar und rief:

„Laß mich nicht fort, behalte mich hier bei dir! Der Wald ist so gut und die Stadt so schlecht!“

Der alte Jägersmann, in dessen Augen es gleichfalls seltsam zuckte, hätte des Neffen Wunsch gern erfüllt, allein es ging nicht an, erst mußte das Studium auf der Akademie beendet und das Examen glücklich überstanden sein, bevor Heinrich beim Onkel Oberförster als Praktikant eintreten durfte.

„Halte dich nur brav,“ sagte der Alte mit weicher Stimme, „dann bist du mit Gottes Hilfe in Jahr und Tag bei mir angestellt. Damit dir aber die Zeit bis dahin nicht gar zu lang wird, lade ich dich im Verlauf des Winters einmal zur Auerhahnjagd ein, — gelt, damit bist du einverstanden?“

Onkel und Nefse drückten einander die Hände, dann ward noch einmal die Frau Oberförsterin umarmt, und fort ging's, über Berg und Thal, der Stadt entgegen.

---

### Fünftes Kapitel.

#### Ein Ketter in der Noth.

Vorüber waren die warmen, sonnigen Tage, entlaubt standen Bäume und Sträucher da, und die Felder und Wiesen, welche noch kurz vorher im herbftlichen Schmucke geprangt, deckte jetzt eine blendende Schneehülle.

Es war Winter geworden.

Der alte Kobold zeigte sich diesmal von seiner unliebenswürdigsten Seite. Er warf nicht nur ganz gehörig mit Schnee und Eis umher, sondern er ließ auch seinen Blase-

balg spielen nach Herzenslust; ein Sturm jagte den andern und brachte das Thermometer immer mehr herunter, bis es eines Tages in der Stadt hieß: „Heute sind sechsundzwanzig Grad Kälte!“

Wer hat nicht schon in seinem Leben jenes eigenthümliche Gefühl empfunden, welches jeden Menschen erfasst, wenn ihm beim ersten Schritt auf die Straße sofort die Nasenlöcher zufrieren, wenn die schneidige Kälte gleich tausend spitziger Nadeln ihm in's Gesicht fährt und sich, trotz aller schützenden Kleider, dem gesammten Körper mittheilt. Wer an solchen harten Wintertagen nicht gezwungen ist, das Zimmer zu verlassen, bleibt sicher gern daheim und schaut lächelnd durch das Fenster des behaglich erwärmten Stübchens auf die geringe Anzahl von Menschen herab, welche bis über die Ohren vermunnt auf der Straße dahin traben.

Wenn dann die Kälte um einige Grade wieder nachläßt und ein freundlicher Sonnenschein auf Dächern und Gassen lagert, dann kommt die Menschheit allmählig wieder zum Vorschein, und der vom Glück begünstigtere Theil derselben gibt sich den mannigfachen Wintervergönungen hin, unter denen eine lustige Schlittenparthie durchaus nicht die letzte Stelle einnimmt.

Eine solche Schlittenfahrt im großen Style sollte denn auch in der Stadt vor sich gehen, welche zum Theil der Schauplatz unserer Erzählung ist. Die verschiedenen geschlossenen Gesellschaften sowohl, als auch die Studirenden der Forstakademie gedachten gemeinschaftlich einen Ausflug nach dem dreiviertel Meilen entfernten Schlosse Dobelsfels zu machen, welches in Folge seiner romantischen Lage gewöhnlich den Zielpunkt der Spaziergänge und Fahrten bildete, die seitens der Einwohner der Stadt unternommen wurden.

Laut des von den Festordnern veröffentlichten Pro-

gramms versprach die Schlittenausfahrt sehr amüſant zu werden; nicht nur, daß ein Muſikkorps den langen Zug begleiten ſollte, nein, in dem großen Saale des zu einem Gaſthof umgewandelten Schloſſes gedachte man auch noch einen Ball abzuhalten und erſt nach Mitternacht in Fackel- und Laternenschein nach der Stadt wieder zurück zu kehren.

Unter den an der Schlittenfahrt theilnehmenden Perſonen befand ſich natürlich auch unſer Freund Heinrich, von dem wir nachzuholen haben, daß er alsbald nach der Rückkehr aus dem Forſthauſe alle gefaßten guten Vorſätze wieder aufgegeben und ſein früheres wüſtes Treiben wieder aufgenommen hatte.

Es war wenige Tage vor der beabſichtigten Ausfahrt.

Die Sonne hatte ſich hinter einer grauweißen Wolkenbede verſteckt und in den Straßen tobte ein heftiges Schneegſtöber. Die Glocke der altehrwürdigen Stadtkirche verkündete ſoeben die vierte Nachmittagsſtunde, zur allgemeinen Freude der luſtigen Schuljugend, welche aus dem düſtern Behrhaus herausbrach und mit dem ihr eigenen Muthwillen den Kampf mit dem herrſchenden Unwetter aufnahm. Wir ſchenken ihrem tollen Treiben für dies Mal keine Aufmerkſamkeit, ſondern folgen einem jungen Manne, welcher ſoeben den Marktplatz überſchreitet und dabei ſich feſter in den dicken Winterüberzieher hüllt.

Er verläßt alsbald die Hauptſtraßen der Stadt und wendet ſich kleinen Winkelgassen zu, bis er endlich in einer derſelben vor einem alten, bauſälligen Hauſe Halt macht. Eine oberhalb der rauchgeſchwärzten Hauſthüre angebrachte Firma zeigt an, daß im zweiten Stock Salomon Löb wohne und daſelbſt gleichzeitig Betten, Kleider, allerlei Hauſrath, ſowie Gold- und Silbergegenſtände gekauft und verkauft werden.

Der junge Mann, in welchem die jungen Leſer jedenfalls Heinrich vermuthet haben, ſcheint mit der Lokalität des

Hauses genau bekannt zu sein, wenigstens erkletterte er trotz des herrschenden Halbdunkels ohne besondere Mühe die vielfach gewundene und dabei steile Treppe, und geht dann mit großer Sicherheit auf eine Thüre zu, an welche er klopft.

„Herein!“ schrie nach einer kleinen Weile von Innen eine Stimme, und Heinrich trat in das Zimmer, in welchem es kunterbunt aussah. Der an und für sich nicht eben große Raum war mit einer Menge von Möbeln angefüllt, die aber eine solche Verschiedenheit bezüglich ihrer Farbe, Bauart und ihres Holzes zeigten, daß sie zu einander paßten, wie die Faust auf's Auge. Man merkte es denn auch sofort, daß man sich bei einem Trödler befand.

Herr Salomon Löb hatte seinen kleinen, dabei aber ziemlich korpulenten Körper in einen fadenscheinigen Schlafrock gehüllt, von dessen Farbe schon längst nichts mehr zu sehen war. Zu dem orientalischen Gepräge seines Gesichts wollte der kurze, struppige Schnurrbart nicht recht passen, — vielleicht gedachte Löb damit den seinen Glaubensbrüdern eigenen Typus etwas zu verwischen.

Der Jude war eben im Begriffe, eine kleine Lampe anzuzünden, als Heinrich eintrat. Da der Letztere im Schatten stand, so vermochte Löb seinen Besuch nicht so gleich zu erkennen, und als dies endlich geschehen war, machte er kein eben freundliches Gesicht, murmelte vielmehr ärgerlich vor sich hin.

„Guten Abend, Löb,“ grüßte Heinrich, „wie geht's, wie steht's?“

„Wie heißt?“ gab der Ebräer spöttlich zurück, „mein Gesundheitszustand wird Sie wenig interessieren.“

„Na, na, nur nicht so härbeißig,“ versetzte der junge Mann und ließ sich nachlässig auf eines der Sofa's nieder.

„Gott der Gerechte,“ rief der Trödler und sprang auf

ihn zu, „setzt er sich mit den nassen Kleidern auf den feinen Damast! Wollen Sie mich denn ganz ruiniren?“

Heinrich lachte und nahm auf einem alten Stuhle Platz, Löss aber trat dicht vor ihn hin und fragte kurz: „Was wollen Sie — was wünschen Sie?“

„Jetzt laßt einmal Eure Grillen und hört mich ruhig an.“

„Wenn's nur nicht zu lange dauert, ich hab' keine Zeit.“

„Ich werde mich möglichst der Kürze befleißigen,“ versetzte Heinrich mit großer Ruhe. „Ihr habt doch von der großen Schlittenparthie gehört, die nächster Tage stattfinden soll?“

Salomon Löss neigte bejahend das Haupt und sagte mit freundlichem Grinsen: „Wollen Sie mich etwa zu der Parthie einladen?“

„Dieses weniger,“ lachte der Andere, „allein ich will das Fest mitmachen.“

„So wünsche ich viel Vergnügen.“

„Danke. Aber ohne Geld gibt's kein Vergnügen, und da ich momentan leider gerade an ersterem einen fühlbaren Mangel habe —“

„So müssen Sie auf das Vergnügen verzichten,“ fiel der Tröddler ein.

„Wer sagt Euch denn das?“ rief Heinrich, sich vom Stuhl erhebend.

„Ich mir selber,“ gab Löss zurück, „und wissen Sie, woher ich das so ganz genau weiß? Auch von mir selber, weil ich Ihnen kein Geld mehr geben will.“

„W—a—s?“ erklang es von den Lippen Heinrichs, „Ihr scherzet wohl?“

„Fällt mir durchaus nicht ein, denn der Scherz ist eine kostspielige Sache und ich bin ein sparsamer Mann.“

Ja, Herr Löhlein, so ist's; erst bezahlen Sie Ihre alten Schulden, dann stehe ich wieder zu Diensten."

Heinrich stand wie vom Blitz gerührt. Einen derartigen Korb hatte er sich nicht vermuthet. Er legte sich nun auf's Bitten, allein ohne jedweden Erfolg; Salomon Löß blieb hart wie Kieselstein. Heinrich wandte alle Schmeichelfünfte an, umsonst, der Jude ließ sich nicht erweichen, sondern sagte ziemlich höhnlisch: „Damit locken Sie keinen rothen Heller aus meiner Tasche heraus.“ Jetzt wurde Heinrich grob; der Jude ließ alle Schimpfwörter über sich ergehen, blieb aber seinem Vorsatze getreu und entgegnete zuguterlekt: „Strengen Sie Ihre Stimme nicht so an, Herr Löhlein, es nutzt Ihnen doch nichts.“

„Nun denn, du alter, zäher, jüdischer Filz,“ rief Heinrich wüthend aus, „so wollte ich, daß dich der Satan noch diese Nacht holte.“

Mit diesen Worten stürmte er hinaus und die Treppe hinunter. Löß aber rief ihm nach: „Gleichfalls, gleichfalls, — kommen Sie wohl nach Hause, Herr Löhlein, — viel Vergnügen auf der Schlittenpartie!“

Auf den Straßen war es inzwischen dunkel geworden und die Laternenanzünder liefen geschäftig mit ihren langen Stangen durch die Stadt. In der Winkelgasse, welche das Haus des Trödlers barg, brannten bereits die beiden Laternen, zum großen Mißvergnügen Heinrich's, der beim Herausgehen aus dem Hause durchaus nicht erkannt sein wollte. Ehe er daher die Straße betrat, spähetete er nach allen Seiten aus; allein weit und breit war kein menschliches Wesen zu sehen. Kaum hatte unser Freund jedoch die schützende Hausthüre hinter sich zufallen lassen, als eine tief in einen Mantel gehüllte lange Gestalt sich ihm näherte. Heinrich fand es für gut, sich schleunigst in entgegengesetzter Richtung zu entfernen, allein die Gestalt folgte ihm, und selbst nachdem er die krummen Gäßchen verlassen und die

glänzenden Hauptstraßen betreten hatte, blieb der in den Mantel gehüllte Fremde ihm auf den Fersen, bis er schließlich dicht an seiner Seite war.

„Guten Abend, Herr Löhlein,“ hörte sich Heinrich von ihm angerebet, „Sie laufen ja Galopp, es ist Ihnen kaum nachzukommen.“

Nach diesen Worten schlug der Fremde den Kragen seines Mantels herunter und Heinrich erkannte zu seiner großen Ueberraschung in ihm den Baron Fürnroth. Der Sohn des Amtmanns wußte vor Verlegenheit keine Worte zu finden, denn er schämte sich jetzt doppelt, in jener verrufenen Winkelgasse gerade von dem gnädigen Herrn betroffen worden zu sein.

„Haben Sie etwas Besonderes vor?“ fragte der Baron im Weitergehen.

Heinrich verneinte.

„So lade ich Sie ein, bei einer Tasse Thee mir Gesellschaft zu leisten. Wir nähern uns jetzt gerade dem Café Rompano, woselbst ich gern zu verweilen pflege.“

Die hell erleuchteten Räume des luxuriös ausgestatteten Kaffeehauses nahmen gleich darauf die Beiden auf. Der Baron nahm mit seinem jungen Gaste in einer lauschigen Ecke an einem kleinen Marmortischchen Platz, von wo aus das ganze Lokal zu übersehen war.

Nachdem sich Herr von Fürnroth behaglich in den weichen Sammetpolstern des Divans zurechtgesetzt und die angelaufenen Gläser seiner Brille abgeputzt hatte, begann er: „Und jetzt erzählen Sie mir, lieber Herr Löhlein, wie es Ihnen in der langen Zeit, während welcher wir uns nicht gesehen, ergangen ist.“

Da in diesem Augenblick der Kellner mit dem Theeservice erschien, so benutzte Heinrich die willkommene Gelegenheit, dem Gespräche eine andere Richtung zu geben und fragte sein Vis-à-vis: „Wann sind Sie denn von

Ihrer Reise, auf welcher ich Sie noch immer glaubte, zurückgekehrt?"

"Heute Nachmittag," entgegnete der Baron, "mein erster Gang galt Ihnen und Ihrer geschätzten Familie. Ich traf nur die Frau Mama an, von welcher ich erfuhr, daß Sie soeben ausgegangen seien. Ich kürzte infolge dessen meinen Besuch ab und sah Sie beim Heraustrreten auf der Straße am entgegengesetzten Ende des Marktplazes verschwinden. Ich eilte Ihnen sofort nach, vermochte Sie jedoch nicht mehr zu erreichen, folgte Ihnen durch allerlei Kreuz- und Querstraßen, bis Sie schließlich —"

"Ja," unterbrach Heinrich die Rede des Barons, "ich machte einem meiner Bekannten meine Aufwartung."

Herr von Fürnroth brückte die blaue Brille fester an die Augen und betrachtete schweigend eine längere Weile den jungen Mann, dessen Verlegenheit mehr und mehr zunahm.

"Wie ich von der Frau Mama erfuhr," nahm der Baron endlich das Gespräch wieder auf, "haben Sie die Ferien dies Mal bei dem Herrn Onkel zugebracht? Hat Ihnen das einsame Waldden gefallen?"

"O ja," versetzte Heinrich, "natürlich läßt es sich mit dem Leben in der Stadt nicht vergleichen."

Der Baron lächelte. "So haben Sie dem Letzteren Geschmack abgewonnen?"

"Allerdings," bemerkte der junge Mann langsam und beugte sich auf die vor ihm stehende Tasse herab, "ich finde es nur ein wenig kostspielig."

"Dieses Wort nimmt sich im Munde eines Sohnes reicher Eltern etwas sonderbar aus."

"Ja," seufzte Heinrich, "was nützt mir das Vermögen meines Vaters, wenn er mich knapp hält."

"So haben Sie seit jenem Abende nicht wieder Ihr Glück versucht und ein Spielchen gewagt?" fragte Herr von Fürnroth gespannt.

„Doch, doch,“ entgegnete der Gefragte, „dennoch wünschte ich, ich hätte es unterlassen.“

„Hatten Sie Unglück?“

Heinrich nickte.

„Ah, das bedaure ich herzlich. Sie kommen mir in Ihrer Stimmung überhaupt etwas gedrückt vor, — quälen Sie vielleicht Sorgen?“

„Wenn ein junger Mann den Folgen seines Leichtsinns diesen Namen geben darf, so drücken mich allerdings Sorgen.“

Der Baron winkte dem Kellner und bestellte zwei Gläser Punsch, dann bot er Heinrich eine Cigarre an, rückte näher an ihn heran und begann:

„Seien Sie aufrichtig, mein junger Freund: Sie haben Schulden, — Bucherschulden, und befinden sich in dem Netze eines jüdischen Geldleihers, dem wahrscheinlich auch jener Besuch galt, von dem ich Sie, wie mir scheint unverrichteter Sache, vorhin zurückkehren sah.“

Ein tiefer Seufzer bildete Heinrichs Antwort.

„Es thut mir leid,“ fuhr der Baron weiter fort, „Sie auf solchen Abwegen zu sehen und dennoch habe ich es befürchtet. Man muß es sich zum Grundsatz machen, nie einem Bucherjuden in die Hände zu fallen. Ein junger lebenswürdiger Mann wie Sie, hat dies auch gar nicht nöthig, denn er findet überall Freunde, die ihm gern unter die Arme greifen.“

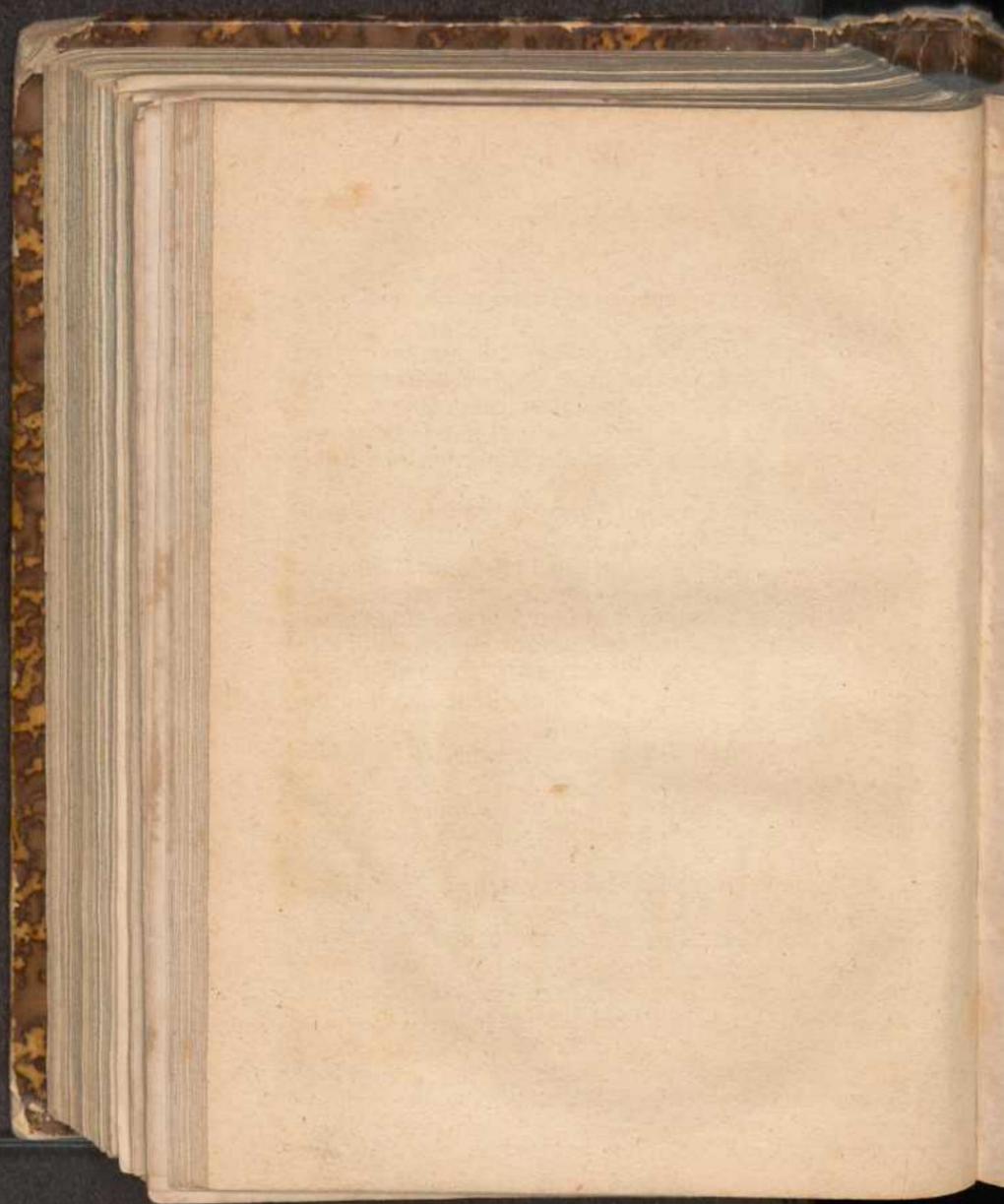
„Ich muß gestehen,“ versetzte Heinrich leise, „ich habe mich vergebens nach solchen Rettern in der Noth umgesehen. Meine Bekannten sind mehr oder weniger selbst in einer fortwährenden Geldverlegenheit.“

„Und besitzen Sie keinen älteren Freund, dessen Mittel einen solch' kleinen Dienst erlauben würden?“

Heinrich schüttelte das Haupt.

„Ei, ei,“ rief Herr von Färnth, „nach dieser stummen





Antwort sollte ich Ihnen eigentlich zürnen. Bestzen Sie für meine geringe Person so wenig Anhänglichkeit?"

Der junge Mann sah den Sprechenden erstaunt an und wagte nicht, den Sinn seiner Worte zu seinen Gunsten zu deuten.

Der Baron ließ, da der Kellner mit dem Punsch erschien, in dem Gespräch eine kleine Pause eintreten und beschäftigte sich zunächst mit dem dampfenden Inhalt seines Glases. Heinrich folgte seinem Beispiel und so hörte man vorerst nichts, als das behagliche Schlürfen der beiden Trinkenden.

Endlich schob Herr von Fürnroth das Glas bei Seite und zog seine Brieftasche hervor.

"Welche Summe schulden Sie dem Juden?" fragte er den noch immer verduzt darenin schauenden Heinrich.

Der Letztere getraute sich mit der Sprache nicht heraus, was dem Baron zu einem mißliebigen Kopfschütteln Veranlassung gab. "Merken Sie denn noch immer nicht, Herr Löhlein, daß ich Ihnen aus Ihrer Verlegenheit helfen will?"

"O ja," stotterte der Andere, "allein ich kann diese Güte kaum annehmen."

"Barisfari, und nun bitte ich, sich nicht länger zu zieren, und mir offen zu bekennen, wie viel Sie dem Juden schuldig sind."

Heinrich setzte ein paar Mal vergeblich an, dann brachte er unter Würgen und Schlucken hervor:

"Einhundertundfünfundzwanzig Thaler."

"Mein Himmel," lachte der Baron, "war ich doch nach Ihrem Zögern auf mindestens zehn Mal so viel gefaßt. Das ist ja eine Bagatelle, nicht der Mühe werth, davon zu reden. Hier haben Sie einen Tausender, bezahlen Sie sofort Ihre Schuld und behalten Sie das Uebrige für sich. Mit dem Zurückzahlen hat es durchaus keine Eile."

„Nein, Herr Baron,“ protestirte Heinrich entschieden, „eine solche Summe nehme ich nicht an, höchstens acceptire ich zweihundert Thaler, das Uebrige aber gebe ich Ihnen wieder zurück.“

„Sie sind ein sonderbarer Mensch,“ lachte Herr von Färnth, „nun meinetwegen, so sollen Sie denn Ihren Willen haben.“

„Würden Sie wohl hier auf mich warten?“ fragte Heinrich, „denn ich möchte gar zu gern noch heute die Gelegenheit mit dem Juden zu Ende bringen.“

Der Baron nickte und der junge Mann hatte bereits nach Müze und Ueberzieher gegriffen, als der Erstere ihm zurief: „Halt, mein Freund, noch ein Wort. Wucherjuden sind ein liberars vorsichtiges Völkchen, und außerdem von großem Misr..uen. Es sollte mich daher gar nicht wundern, wenn Ihr ebräischer Geschäftsfreund die Tausendthaler note zurückschöbe und nicht annähme.“

„O, ich werde ihm sagen,“ versetzte Heinrich, „daß ich sie von Ihnen erhalten.“

„Dies dürfte wenig nützen,“ bemerkte Herr von Färnth lächelnd, „denn erstens ist es die Frage, ob mein Name dem Juden bekannt ist, und dann hat er damit noch lange keine Sicherheit für die Wahrheit Ihrer Angabe. Es gibt in diesem Falle ein viel besseres Mittel, — lassen Sie Ihren Herrn Vater die Note mit seiner Unterschrift versehen!“

Heinrich raunte sich am Kopf. „Ich möchte, offen gestanden, meinen Vater vorläufig noch nicht in mein Geheimniß einweihen. Indessen weiß ich mir Rath; ich werde den Namen meines Vaters selbst darauf schreiben, denn ich vermag seine Unterschrift täuschend nachzuahmen.“

„Ich würde mich dem entschieden widersetzen,“ entgegnete der Baron und rückte an seiner Brille herum, „da diese Fälschung indessen keinerlei üble Folgen nach sich ziehen kann, so mag es denn sein.“

Heinrich ließ sich vom Kellner Dinte und Feder bringen und gleich darauf glänzte auf der Banknote der ehrliche Name des Amtmanns Löhlein . . .

Nach Verlauf von dreiviertel Stunden kehrte Heinrich, die Taschen mit Silber und Banknoten beschwert, von dem Juden wieder zurück.

„Sie haben Recht gehabt,“ theilte er Herrn von Fürnroth mit, „der Gebräer betrachtete anfangs die Banknote mit äußerst mißtrauischen Blicken, als er aber den Namenszug meines Vaters erkannte, ward er außerordentlich freundlich und rief: Ja, der Herr Amtmann ist ein achtbarer Mann, ein rangirter, vorsichtiger Mann! Nach diesen Worten ging er auf den Geldschrank zu, wechselte den Schein, zog meine Schuld davon ab und entließ mich unter einer Menge von Glückwünschen und Kratzfüßen.“

Der Baron lachte und Heinrich machte Miene, die Gelder vor ihm aufzuzählen, wurde aber von Ersterem daran gehindert, indem derselbe sagte: „O bitte, lassen Sie das. Hier ist nicht der Ort dazu, auch bin ich überzeugt, daß die Restsumme stimmt. Wir wollen übrigens jetzt aufbrechen, wenn es Ihnen gefällig ist.“

Auf der Straße händigte Heinrich dem Baron die Geldrollen ein und behielt sich, laut des getroffenen Uebereinkommens, die Summe von fünfundsiebzig Thalern.

Beim Abschied sagte Herr von Fürnroth zu ihm:

„Sobald Sie wieder einer Summe bedürfen, bitte ich es mir nur zu sagen. Sie haben bis zu einer Höhe von viertausend Thalern bei mir Credit.“

Hatte schon vorher Heinrich seinen Gönner in's Herz geschlossen, so war dies jetzt noch um Vieles mehr der Fall. — Einige Tage später fand die Schlittenausfahrt statt, bei welcher der Sohn des Amtmanns in erster Reihe glänzte, nicht nur durch die feine Art seines Benehmens, sondern auch in Folge seiner Freigebigkeit, insofern er verschiedene

seiner Freunde und Bekannten bewirthete. Gar Mancher der Letzteren ließ wehmüthige und dabei neidische Blicke auf Heinrich fallen, dabei aus tiefem Herzen seufzend:

„Ach ja, wer doch auch solch' einen reichen, freigebigen Vater hätte!“

---

Sechstes Kapitel.

In dulci Jubilo.

Einen so an Genüssen reichen Winter, wie in diesem Jahre, hatte Heinrich noch nie erlebt. Ein Vergnügen reichte sozusagen dem andern die Hand. Sie kosteten allerdings viel Geld, diese Stunden der Freude, allein was that's — Heinrich's mächtiger Freund gebot ja über außerordentliche Reichthümer!

Es ist sonderbar, aber wahr: Schmerz und Freude, jene Antipoden des menschlichen Gemüths, berühren sich, trotz ihres scheinbaren Auseinandergehens, in mehr denn einem Punkte, vor Allem aber darin, daß beide auf längere Dauer von dem Menschen nicht ertragen werden können. Verfolgt ein unerbittliches Schicksal uns auf Schritt und Tritt, raubt es uns Alles, an dem unser Herz auf Erden hing, so versiegen endlich die Thränen, jenes geweihte Wasser, welches alle Dualen zu lindern bestimmt ist, es bemächtigt sich unserer eine namenlose Unempfindlichkeit, die wir in diesem Falle Stumpfheit nennen. Genau so verhält es sich aber auch mit der Freude, wenn sie uns stetig zu Theil wird; auch hier bildet sich in unserem Herzen eine Theilnahmlosigkeit aus, wir vermögen keiner Erholung,

keinem Vergnügen mehr Geschmack abzugewinnen, die Freuden dieser Welt widern uns an, wir sind für sie abgestumpft. Diesen höchsten Grad der Unempfindlichkeit bezeichnen wir mit dem Worte „blasirt.“ Und ein derartig blasirter Mensch war Heinrich binnen weniger Monate geworden. Kein Ball, kein Concert reizte ihn mehr; gähnend stand er an solchen Festabenden in den Sälen herum, um schließlich denselben mißvergnügt den Rücken zu wenden. Nur zwei Dinge gab es noch, für welche der verwöhnte junge Mann sich interessirte, sie hießen: Spiel und Champagner.

Die armen Eltern hatten von der moralischen Verderbtheit ihres Sohnes ebensowenig eine Ahnung, wie von der Verschwendung desselben. Wäre dies der Fall gewesen, so würde sich der Herr Amtmann sicher nach der geheimnißvollen Geldquelle seines Sohnes näher erkundigt haben. Heinrich erfreute sich schon längere Zeit des Besitzes eines Hauschlüssels und wußte es so einzurichten, daß die Eltern sein regelmäßig spätes Nachhausekommen nur selten erfuhren. In solchen Fällen gab es dann allerdings kleine häusliche Scenen, die indessen von Seiten Heinrichs bald wieder vergessen waren.

Der Monat Januar war erschienen und das tolle Spiel des Faschings hatte begonnen, da erhielt unser leichtsinniger Freund einen Brief von dem Onkel Oberförster, in welchem derselbe den Neffen, seinem Versprechen gemäß, zur Auerhahnjagd zu sich einlud. Anfangs lachte Heinrich und rief: „Weiter fehlte mir nichts, als dem alten Waldneste einen Besuch abzustatten!“ Nach und nach fand er jedoch Gefallen an dem Gedanken. „Es wäre dies eine erwünschte Abwechslung,“ sagte er zu sich, „und vielleicht würde ich mich nach meiner Rückkehr mit verdoppelter Freude und Lust an den Vergnügungen des Faschings theilhaben.“

Summe mehr machte sich Heinrich mit dem Gedanken

vertraut, bis er ihn zuletzt auszuführen beschloß. Er theilte dem Onkel brieflich den Tag seiner Ankunft mit, und obwohl er sich fest vorgenommen, nur drei oder höchstens vier Tage im Forsthaufe zu verweilen, gab er trotzdem seinen Freunden und Bekannten ein kleines Abschiedsfest zum Besten, und zwar in jenem Hotel, welches damals für einen ähnlichen Zweck der Baron Fürnroth erwählt.

In demselben Hinterzimmer fanden sich die jungen Leute zusammen, da man auch diesmal „ungestört“ und allein zu sein wünschte.

Den eigentlichen Grund dieses Wunsches theilte der Besitzer des Hotels am Nachmittage desselben Tags einem Herrn in Uniform mit, der Niemand anders war, als der Polizeirath Haberborn.

„Die Herren wollen wieder spielen,“ äußerte der Wirth, „und ich muß Ihnen gestehen, Herr Polizeirath, daß es mir nachgerade verdächtig wird, woher die jungen Leute die Summen nehmen, welche sie oft auf eine einzige Karte setzen. Da ist namentlich der junge Herr Löhlein —“

„Als Sohn reicher Eltern ist seine Verschwendung erklärbar,“ meinte der Polizeirath.

Der Wirth schüttelte jedoch den Kopf und entgegnete:

„Ich kenne den Herrn Amtmann zu genau, um nicht bestimmt zu wissen, daß er seinen Sohn ziemlich knapp hält.“

„So ist es vielleicht die Mutter —“

„Auch das möchte ich bezweifeln.“

„Nun gut,“ sagte schließlich der Polizeirath, „so will ich dem Spiel heute Abend einmal heimlich beiwohnen. Es bleibt demnach bei unserer Verabredung. Adieu.“

Der Abend erschien und mit ihm im Hinterstübchen des Hotels die kleine Gesellschaft. Die Stimmung der jungen Leute war gleich zu Anfang ausgelassen lustig und der bedienende Aufwärter, welchen der Wirth für diesen

Abend gemiethet, mußte viel Muthwillen über sich ergehen lassen. Allerdings war sein Neukeres ganz danach angehan, ihn zum Stächblatt des Wizes zu machen; die ohnehin niedere Stirn wurde von flachblonden Haaren bedeckt, wodurch das gesaumte Gesicht einen blöden Ausdruck erhielt, den das ganze übrige Wesen des Aufwärters durchaus nicht Lügen strafte.

„Schade, daß Berthold Schwarz das Pulver bereits erfunden hat,“ äußerte Heinrich lachend zu ihm, „sonst würdet Ihr es jedenfalls — nicht erfunden haben.“

Die Uebrigen brachen ob dieses Wizes in ein lautes Gelächter aus, in welches der blöde Aufwärter mit einstimmte.

„Uebrigens können wir dem Wirth nicht genug danken,“ sagte einer der jungen Leute, „daß er uns diesen Strohkopf zur Bedienung gegeben; vor ihm brauchen wir uns nicht im Geringsten zu geniren, und können heute nach Herzenslust spielen.“

„Das ist wahr,“ bestätigte ein Anderer, „es gibt nichts Unangenehmeres als so ein neugieriges Kellnergesicht, von dem man im Voraus weiß, daß es Alles an die große Glocke hängt, was es sieht und hört.“

„Da wir voraussichtlich heute nicht vor Mitternacht auseinandergehen werden,“ rief Heinrich, „so schlage ich vor, uns schon jetzt genügend mit Champagner zu versehen, damit wir nicht wieder, wie neulich, von dem Dienstpersonal die Antwort erhalten: der Wirth sei bereits zu Bett und habe die Kellerschlüssel mitgenommen.“

„Sapperlot, ja,“ erklang es im Chore, „und wir hatten das Vergnügen, mit langer Nase abziehen zu dürfen.“

Der Aufwärter erhielt nun den Auftrag, ein paar Duzend Flaschen Champagner herbei zu schaffen, welche in große Eiskübel gestellt wurden.

Das kleine Abendessen war bald vorüber und die Tafel

schnell abgeräumt, denn ein Jedes freute sich insgeheim auf das Spiel, welches ja den Höhepunkt des Abends bildete.

Die Karten erschienen und die Anwesenden legten vor sich kleine Geldvorräthe hin.

Heinrich hielt die Bank.

Das Glück floh ihn heute beständig und er verlor Summe auf Summe. Um sich zu trösten und neuen Muth zu holen, gab er sich dem Genuße des Champagners hin, der ihn allerdings mehr und mehr erhitzte.

Nachdem ein Anderer Bankhalter geworden, trieb er die Einsätze rasch in die Höhe und setzte auf eine einzige Karte oft zwanzig und mehr Thaler. Die Mehrzahl seiner Bekannten folgte seinem Beispiele, nur zogen sie den Nutzen davon, in dessen er regelmäßig verlor.

„Ich rathe dir,“ sagte Anton Heim zu ihm, „heute nicht mehr zu spielen, du hast schon genug eingebüßt.“

„Thut nichts,“ rief Heinrich erhitzt und deutete auf seine Brieftasche. „Hier ist noch genug Vorrath. Allons, Bankier, hebt ab: ich setze fünfzig Thaler auf Pique-As!“

„Donnerwetter,“ fuhr der Bankhalter auf, „das ist zu viel, Heinrich, so arg wollen wir es denn doch nicht treiben.“

Heinrich blieb jedoch unerschütterlich und rief widerholt: „Hier ist mein Einsatz, — ich bitte abzuheben!“

Dies geschah denn endlich und der Bankhalter hatte gewonnen.

Alles blickte verwundert auf Heinrich, welcher sich mit scheinbarer Ruhe eine neue Cigarre anzündete und dann einige Gläser Champagner hinunter stürzte.

Da er seine Einsätze fortwährend erhöhte, so bemächtigte sich der Anwesenden eine gewisse Unruhe und sie trugen darauf an, das Spiel zu beenden.

„Nichts da,“ rief Heinrich erregt und mit blitzenden Augen, „ich will Revanche haben und ich kann sie von Euch

fordern. Ich setze hundert Thaler auf Coeur-Dame, wer hält mit?"

Die jungen Leute schwiegen betroffen still.

"Hat Keiner die Courage?" höhnte Heinrich, "habt da schon Hunderte von mir gewonnen und gönnt mir nicht einmal die Hoffnung, einen kleinen Theil davon zurück zu erhalten!"

Diese Worte trafen das Ehrgefühl eines Jeden, der gewonnen hatte, und schnell nahmen zwei der jungen Leute den Kartenkampf auf.

Es standen jetzt dreihundert Thaler!

Alle Anwesenden blickten in höchster Spannung auf die Karten, welche behufs des Abhebens der Bankhalter in die Hand genommen, selbst der blöde Aufwärter hatte sich an den Tisch heran gedrängt.

Gins, zwei, drei — und Heinrich hatte wiederum verloren.

"Hahaha," lachte er, "ich will Euch doch noch lahm legen. Hier sind vierhundert Thaler, wer hält mit?"

"Mir schwindelt," sagte Anton, indem er sich erhob und an's Fenster trat, das er öffnete, "das ist kein Spiel mehr."

"Der Heim hat Recht," bestätigten die Andern, "laß es gut sein, Heinrich, und höre auf."

Daran war bei dem Letzteren indessen nicht zu denken. Mit gläsernen Augen stierte er seine Umgebung an, während er mit der rechten Hand auf die gesetzte Summe hinwies. "Vierhundert! Wer nicht feig ist, gibt mir Revanche!"

Durch diese Worte zwang er gewissermaßen moralisch seine Bekannten dazu, ihm seinen Willen zu thun.

"Wohlan denn," rief Einer derselben, welcher am Meisten gewonnen, "ich halte noch einmal mit, dann ist's aber genug."

Und wiederum wurden die Karten abgehoben, — und wiederum hatte Heinrich verloren. Eine unheimliche Stille folgte, keiner der Anwesenden sprach ein Wort, Aller Augen aber waren auf Heinrich gerichtet, welcher seiner Briefftasche den letzten Hunderter entnahm und ihn vor sich auf dem Tisch mit der flachen Hand zusammen rollte.

Nachdem dies geschehen, erhob er sich langsam und sagte mit lallender Stimme:

„So, jetzt zünden wir uns noch eine Cigarre an und dann geht's nach Hause.“

Bei diesen Worten griff er nach der Banknote und brachte sie der Gasflamme nahe, in demselben Augenblick rissen aber auch schon kräftige Arme ihn heftig zurück.

„Mensch,“ riefen Anton und die Uebrigen entsetzt, „hast du denn den Verstand verloren! Ein Hundertthalerschein ist doch wahrlich kein Fidiubus!“

„Wenn ich nun aber Lust verspüre, ihn dazu zu machen?“ gab Heinrich in gereiztem Tone zur Antwort. „Ich kann mit meinem Eigenthum treiben, was ich will — ich kann's verspielen oder verbrennen, — es ist doch Alles eins.“

„Nimm Vernunft an,“ entgegnete Anton, „du bist heute aufgereggt und weißt nicht, was du thust —“

„Was?“ schrie Heinrich, „das sollst du gleich sehen!“ Dabei näherte er sich wiederum rasch der Gasflamme und die Banknote fing Feuer.

Ein allgemeiner Aufschrei ertönte, — doch hatte der blöde Aufwärter noch rechtzeitig dem rasenden jungen Manne die Banknote entrisen und die Flamme gedämpft, so daß nur der rechte Rand der ersten verkohlt war.

„Geben Sie ihm den Hunderter nicht wieder,“ flüsterte Anton dem Aufwärter zu, „bewahren Sie ihn bis morgen auf, und mein Freund wird Ihnen gewiß dankbar dafür sein.“

Der Aufwärter nickte mit dem Kopfe und steckte die Banknote ein.

Heinrich war inzwischen von seinen Bekannten nach der Thüre gedrängt und auf die Straße gebracht worden.

Die eiskalte Nachtluft that Allen wohl, und so wurde denn beschlossen, noch einen kleinen Spaziergang zu unternehmen, bevor man sich trennte.

Es währte nicht lange, so ward Heinrich vollständig nüchtern; indessen wäre es ihm viel lieber gewesen, sein früherer Zustand hätte fortgedauert. Denn jetzt kam über ihn die Reue, welche hunderte von heftigen Vorwürfen im Gefolge hatte.

Als Heinrich nach Hause kam, legte er sich zwar zu Bett, allein der Schlaf floh ihn und er warf sich ruhelos auf seinem Lager hin und her. Seine ganze Vergangenheit bis zum heutigen Abend zog an seinem geistigen Blicke vorüber; auch jener duftige Morgen im Walde tauchte wieder auf, und er breitete sehnsüchtig die Arme aus und sagte mit schmerzlich bewegter Stimme:

„Ach, wäre ich doch dort geblieben, und hätte ich nie wieder die Stadt gesehen! Wie glücklich würde ich mich jetzt gefühlt haben! Statt dessen muß ich verzweifeln und mir eingestehen, daß ich ein schlechter Mensch geworden bin. Ach, mein Gott, was soll ich denn nur thun, um diesem fürchterlichen Abgrund, den ich vor mir sehe, zu enttrinnen? Ich will mich ja von Grund aus bessern, mein Herr und Vater, hilf mir nur dieß eine Mal noch!“

Draußen war eine herrliche Winternacht. In kalter, scharfer Klarheit stand der Mond am Himmel und die Sterne bligten und blinkten gleich unendlich kleinen Eiszapfen. Gespenstig hoben sich von der weißen Erdoberfläche die Schatten der Häuser ab und der alte Kirchturm schien um ein gut Theil gewachsen zu sein, so gewaltig streckte er sein schneebedecktes Haupt in die Höhe. Ein tiefster

Zug lag über der ganzen Landschaft ausgebreitet und es war, als ob es nun immer so bleiben sollte, als ob die erwärmende Sonne für immer verdrängt sei, als ob es nie wieder Frühling werden würde und all' der Zauber einer lauen Sommernacht in das Reich der Märchen gehöre.

Genau dieselben Gedanken drängten sich auch Heinrich auf, welcher sich von seinem Lager wieder erhoben hatte und nun am Fenster stand und in die kalte Winternacht blickte.

„Keine Hoffnung, daß es wieder besser werde, — weder dort noch hier,“ flüsterte er vor sich hin, bei dem letzten Wort nach seinem Herzen deutend, „und doch muß es wieder Frühling draußen werden, das fordert das ewige Naturgesetz. Sollte es beim Menschen, diesem von Gott bevorzugten Geschöpfe, nicht auch möglich sein, daß wieder Ruhe und Frieden in sein Herz einziehen? Gewiß, gewiß, — es gibt eine Umkehr! Ich bin ja noch ein junges Menschenkind, bei dem Besserung möglich ist. Und gewiß und wahrhaftig, ich will mich bessern! Von dieser Stunde an sage ich mich von dem wüsten Treiben los.“

Nachdem Heinrich noch über dies und jenes nachgedacht, gelangte er zu dem Schlusse, sich dem Dunkel entdecken und ihm alle seine leichtsinnigen Streiche eingestehen zu wollen. Am andern Morgen reiste er ab, aber nicht, ohne von den Eltern vorher zärtlichen Abschied genommen zu haben, worüber dieselben schier verwundert waren.

## Siebentes Kapitel.

## Verworrene Fäden.

Der Polizeirath Haberkorn befand sich auf seinem Bureau. Die sonst so ruhigen Züge des hochgeachteten Mannes zeigten heute eine unverkennbare Aufregung, auch war an seinem ganzen Wesen eine fieberhafte Unruhe zu bemerken; er stand oft vom Schreibtische auf und ging in dem Zimmer umher, dabei redete er fortwährend mit sich selbst, was sonst durchaus nicht seine Gewohnheit war.

Und was war denn eigentlich geschehen, das den ruhigen Mann aus der gewohnten Fassung brachte?

Er hatte in aller Frühe von dem Bankdirektor Heim ein Billet erhalten, folgenden Inhalts:

„Hiermit ersuche ich Sie, mich gegen neun Uhr auf Ihrem Bureau zu erwarten. Ich bin einem Verbrechen auf die Spur gekommen, welches in nichts Geringerem als einer frechen Banknotenfälschung besteht. Mündlich Näheres.“

Kaum hatte der Polizeirath diese Zeilen gelesen, als in ihm ein furchtbarer Verdacht aufstieg. Er rief den Diener herbei und sagte zu ihm: „Gehen Sie sofort zu dem Amtmann Böhlein und ersuchen Sie ihn in meinem Namen baldmöglichst bei mir vorzusprechen.“

Nachdem der Diener das Zimmer verlassen, fuhr der Polizeirath in seinem Selbstgespräch weiter fort:

„Es ist im Grunde genommen doch ein recht trauriger Stand, dem ich angehöre. Während sich jeder Mensch der Erfolge, welche er in seinem Wirkungskreise errungen, von Herzen freuen darf, muß ich von Anbeginn auf alle innere Befriedigung verzichten, denn jeder meiner Erfolge ist von

einer tiefensten Tragweite. Wohl freue ich mich, wenn ich einem Verbrechen auf die Spur komme, wenn dann aber der Missethäter entlarvt dasteht und vielleicht für die ganze Zeit seines Lebens ins Zuchthaus wandern muß, dann vermag ich, trotz meiner langjährigen Praxis, ein schmerzliches Gefühl nicht zu unterdrücken, — der Verbrecher ist doch immer ein Mensch und es thut weh, einen Menschen gleich einem wilden Thiere hinter Schloß und Riegel eingesperrt zu sehen. — Wenn man nun aber gar den stillen Frieden einer achtbaren Familie stören muß, weil ein Glied derselben sich eines Verbrechens schuldig gemacht, so ist das doppelt schmerzlich. Und dennoch muß es geschehen, so will es die Gerechtigkeit, das Gesetz.“

Nach diesen Worten nahm der Polizeirath vor dem Schreibtisch wiederum Platz, öffnete ein einfaches Fach und zog ein unansehnliches, theilweise verkohltes Stück Papier hervor, das er aufmerksam betrachtete.

„Nach der Mittheilung des Bankdirektors,“ sagte er nach einer Weile, „bin ich fest überzeugt, daß dieser Hundertthalerschein gefälscht ist. Je nun, wir werden ja sehen.“

In diesem Augenblick klopfte es an die Thüre und Haberkorn rief herein.

„Guten Morgen, mein verehrter Herr Polizeirath,“ grüßte der eintretende Bankdirektor Heim, dessen Sohn ihm auf dem Fuße folgte. „Sie haben mein Billet erhalten? Was sagen Sie dazu? Wie?“

Herr Heim war von Haus aus eine außerordentlich furchtsame und ängstliche Natur; er zitterte derart an Händen und Füßen, daß er sich setzen mußte, und als der Polizeirath ihn zum Erzählen aufforderte, entgegnete er athemlos:

„Gönnen Sie mir nur noch einige Minuten Ruhe, ich

bin derart alterirt, daß ich mich schonen muß. Die gemachte Entdeckung ist aber auch danach."

"Wollen Sie nicht Ihrem Herrn Sohn gestatten, mir Mittheilung zu machen?" drängte der Polizeirath.

"Ja, ja," gab der Bankdirektor zur Antwort, "erzähle, Anton, erzähle. Ach, es ist schauderhaft."

"Es sind," begann der junge Mann, "auf der Bank zwei Tausender eingelaufen, welche ein und dieselbe Nummer haben. Eine Fälschung liegt also auf der Hand."

"Gewiß, gewiß," rief der ängstliche Direktor dazwischen, "es ist schrecklich, schauderhaft!"

"Dennoch vermochten wir die ächte Note von der falschen nicht zu unterscheiden, bis endlich unser alter Buchhalter vermittelt einer scharfen Loupe das Geheimniß löste."

Inzwischen hatte der Direktor die in Rede stehenden Banknoten aus seiner Brieftasche genommen und sie, nebst einer Loupe, dem Polizeirath überreicht.

"Wollen Sie nur die Güte haben," bemerkte der ängstliche Herr, "und die rechte obere Ecke der beiden Noten, woselbst sich die Arabesken kreuzen, genau ins Auge fassen. Sie werden sodann finden, daß die Arabesken der richtigen Note eine größere Biegung nach Außen zu machen."

"Allerdings," bestätigte der Polizeirath, "dennoch muß ich sagen, daß die falsche Note außerordentlich fein nachgeahmt ist."

"Ganz meine Meinung," rief der Direktor und faltete die Hände, "es müssen außerordentlich geschickte Spitzbuben sein, die diese Arbeit gefertigt."

"Allein wir sind noch nicht zu Ende," begann Anton auf's Neue, "die Fälschung geht noch weiter."

"Ja, wohl," klagte der Direktor, "sie geht noch viel weiter; durch dieses entsetzliche Vorkommniß ängstlich ge-

macht, stellten wir Forschungen an, ob nicht noch mehr gefälschte Banknoten in unserer Kasse seien, und siehe da, unsere Besorgniß erwies sich als gerechtfertigt. O, mein Freund, es ist schrecklich! Nicht nur falsche Tausender vermögen wir aufzuweisen, nein, auch Fünfhunderter, Hunderter und Fünfziger! Was sagen Sie dazu? Ist es nicht gräßlich, wie?"

"Und sonderbar," fügte Heim junior hinzu, "überall ist der nämliche Fehler in der Ausführung zu finden."

"Was Sie sagen!" rief der Polizeirath und eilte zum Schreibtisch, "vielleicht erfreue ich mich dann auch des Besitzes eines falschen Hundertthalerscheins."

"Auch?" erklang es von den Lippen des Direktors, "entsetzlich! Gräßlich!"

Der Polizeirath betrachtete das uns hinlänglich bekannte Cassenbillet durch die Loupe, dann nickte er mit dem Kopfe und sagte bedeutungsvoll: "Meine Ahnung hat mich nicht betrogen, der Hunderter ist auch falsch!"

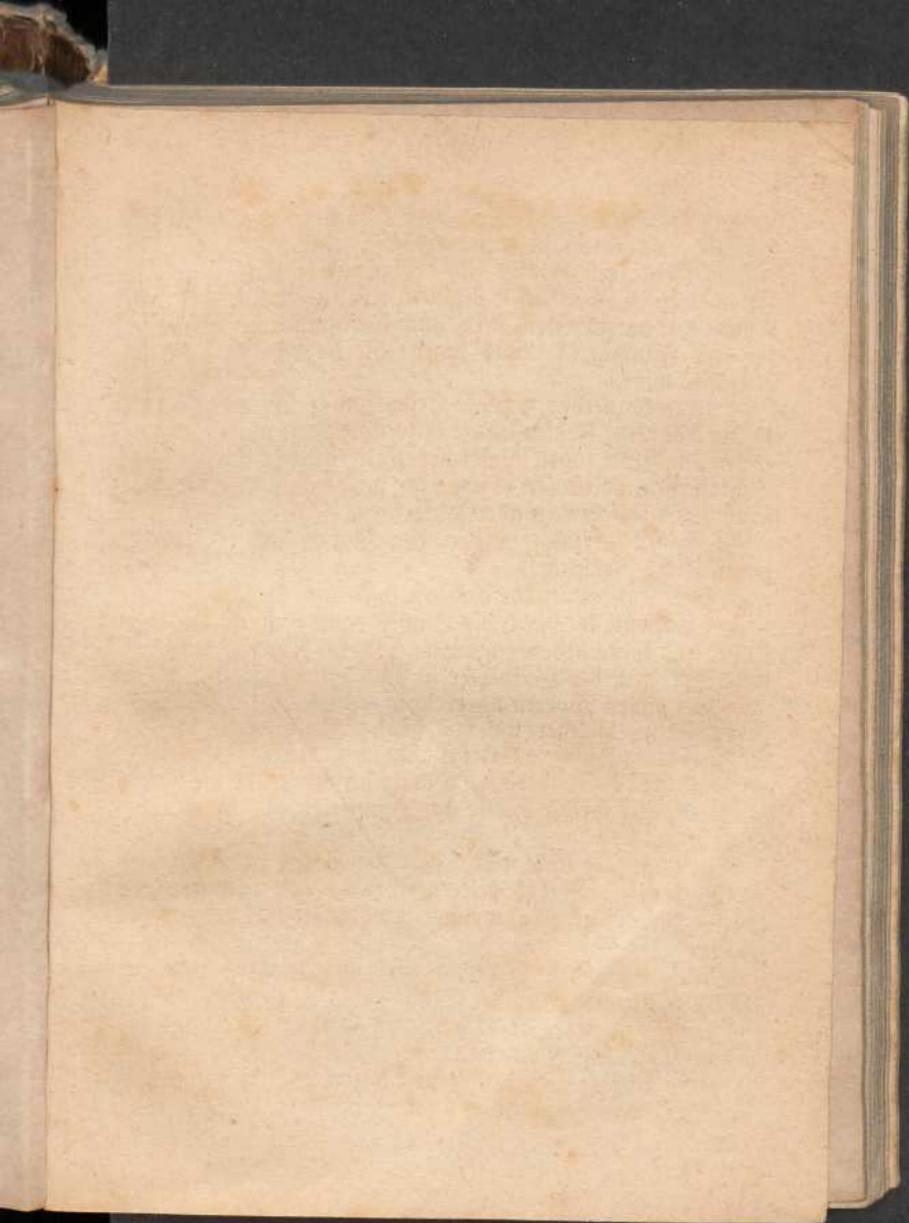
Bei diesen Worten überreichte er den Schein dem jüngeren Heim, welcher ihn mit großer Aufmerksamkeit betrachtete und dann ausrief: "An der Banknote sind ja Brandspuren? Sonderbar. Dürfte ich mir wohl die Frage erlauben, auf welche Weise der Hunderter in Ihren Besitz gekommen ist?"

"Er gehört nicht mir," gab der Polizeirath lächelnd zur Antwort, "er ward gestern Abend einem leichtsinnigen jungen Mann entrisen, welcher ihn als Fidibus gebrauchen wollte."

Anton sah den Sprecher verblüfft an und stotterte: "Mein Gott, woher wissen Sie?"

"Ja," lachte Haberkorn, "die Polizei ist allwissend, und dennoch geht Alles mit rechten Dingen zu. Sie selbst forderten mich ja auf, den Hunderter an mich zu nehmen."

Das Erstaunen Anton's ward immer größer, er wich





vor dem Polizeirath wie vor einem Gespenst zurück und fragte mit bebender Stimme:

„Waren Sie denn jener —“

„Simpelhaftes Aufwärter?“ ergänzte der Polizeirath, „allerdings. Sie ersehen daraus, daß die Polizei auch Komödie zu spielen versteht, wo es gilt, irgend Etwas zu beobachten.“

„Ich verstehe von dem Allem kein Wort,“ mischte sich der Director ins Gespräch, „wollen Sie wohl die Güte haben und mir mittheilen —“

„Dazu mangelt es jetzt wahrhaftig an Zeit,“ fiel Haberhorn rasch ein. „Vor allen Dingen, haben Sie, was die gefältschten Banknoten betrifft, auf irgend Jemand Verdacht?“

Der Director schüttelte den Kopf. „Die Mehrzahl derselben ging uns von angesehenen Handlungshäusern zu.“

„Nun gut, ich hege meinerseits die Hoffnung, dem Verbrechen bald auf die Spur zu kommen,“ versetzte der Polizeirath, „Sie haben wohl die Güte, Herr Director, mir Ihren Herrn Sohn noch ein Weilchen zurückzulassen?“

Herr Heim senior machte eine zustimmende Verbeugung und empfahl sich.

Als der Polizeirath mit Anton allein war, sagte er zu diesem:

„Und wie steht es bei Ihnen? Haben Sie auch keinerlei Verdacht?“

Der junge Mann schlug die Augen nieder, zuckte mit den Achseln und meinte: „Ich fürchte mich, einem Verdachte Raum zu geben, der gestern Abend in mir aufgestiegen und seit vorhin noch größer geworden ist.“

„Wenn ich Ihnen nun aber sage,“ entgegnete der Polizeirath, „daß unsere Ideen sich in diesem Punkte begegnen? Ich spreche die Ansicht ganz offen aus, daß der junge Böhlein an der Banknotenfälschung Theil hat.“

„Das wäre entsetzlich,“ rief Anton erschüttert aus, „noch mag ich daran nicht glauben. Heinrich ist zwar bodenlos leichtsinnig, allein ich halte ihn nicht für schlecht.“

„Und dennoch ist es gerade der Leichtsin, welcher so viele Menschen zu Verbrechern macht,“ gab der Polizeirath zu bedenken, „vor allen Dingen ist es nöthig, zu erfahren, woher der junge Mann die nicht unbedeutenden Summen hat, mit denen er herum wirft. Ich denke, sein Vater wird uns darüber Aufschluß geben können und wenn mich nicht Alles trügt, so höre ich ihn auf der Treppe.“

In der That öffnete sich gleich darauf die Thüre und Amtmann Löhlein trat ein.

Der Polizeirath ging ihm zuvorkommend entgegen, bat ihn, Platz zu nehmen und begann:

„Ich lese in Ihren Mienen das Erstaunen, eine so frühe Einladung von mir erhalten zu haben. Ich würde Ihnen gern jeglichen Verdruß und Aerger ersparen, wenn es irgendwie in meiner Macht stände. Da dies jedoch nicht der Fall ist, so sehe ich mich genöthigt, mit der ganzen unangenehmen Wahrheit sofort herauszurücken.“

„Und worin besteht diese?“ fragte der Amtmann gespannt.

„Ich beantworte diese Frage zunächst mit einer Gegenfrage: wie hoch beläuft sich wohl das Taschengeld, welches Sie Ihrem Herrn Sohne zukommen lassen?“

Löhlein sah einen Augenblick den Polizeirath erstaunt an, dann nannte er eine mehr als bescheidene Summe.

Haberkorn wechselte mit dem jungen Heim einen viel-sagenden Blick, dann fuhr er fort: „Ich war schon längst einer Gesellschaft von jungen Leuten auf der Spur, welche sich Abends in einem der Hotels hiesiger Stadt mit Hazardspielen beschäftigte.“

„Ich will nicht hoffen,“ fiel der Amtmann mit zitternder Stimme ein, „daß mein Sohn Antheil daran hatte.“

„Leider,“ entgegnete Habertorn achselzuckend, „er führte sogar das Präsidium. Gestern tagte die Gesellschaft wieder und Ihr Herr Sohn verlor gegen neunhundert Thaler.“

Der Amtmann stieß einen Schrei des Entsetzens aus.

„Es thut mir weh, Ihren Kummer noch vergrößern zu müssen, allein der Leichtsinns des jungen Mannes ging so weit, daß er mit einem Hundertthalerschein sich die Cigarre anzünden wollte, wie Sie an den Brandflecken dieser Banknote hier noch deutlich sehen können.“

Der arme Vater starrte den Schein, welchen der Polizeirath ihm eingehändigt, eine lange Weile an, dann bedeckte er sein Gesicht und begann schmerzlich zu weinen.

„Mein lieber Herr Amtmann,“ sagte der Polizeirath nicht ohne tiefe Bewegung, „fassen Sie sich und machen Sie mir die Erfüllung meiner Pflicht nicht noch schwerer, als sie ohnedem schon ist.“

Indessen vermochte sich Vöhllein nicht zu beruhigen, und rief verzweifelnd aus: „Mein Gott, was hat uns dieser Sohn schon für unsäglichen Kummer bereitet! Ich war zu schwach und nachsichtig gegen ihn, sah es aber zu spät erst ein. Mein Himmel, was soll ich jetzt thun?“

„Nur Ruhe,“ mahnte der Polizeirath, „das Beste wird sein, wir lassen ihn holen; er mag sich dann verantworten.“

„Er ist heute in der Frühe zu seinem Onkel gereist,“ berichtete der Amtmann und lief unruhig im Zimmer auf und ab. „Lieber Gott, wie mag er nur zu diesen Summen gekommen sein?“

„Das zu erfahren, ist jetzt die Hauptsache,“ sagte der Polizeirath in ernstem Tone.

„Gestatten Sie mir eine Bemerkung,“ warf der an-

wesende Anton dazwischen, „so viel mir bekannt, steht Heinrich mit dem Trödler Löh in Verbindung.“

„Ich werde den Mann sofort hierher kommen lassen,“ entgegnete Haberkorn und gab einem herbei gerufenen Diener den Auftrag, „indessen glaube ich nicht, daß der Jude einem jungen Menschen einen so hohen Credit einräumt.“

Eine bange halbe Stunde verstrich bis zur Ankunft des Trödlers.

„Wünsche einen allerunterthänigsten Gutenmorgen, Herr Oberpolizeirath,“ begann der Jude mit zitternder Stimme, „Sie haben mich rufen lassen? Ist mir der Schreck doch in alle Glieder gefahren.“

Es begann nun ein scharfes Verhör, welches jedoch einen unerwartet schnellen Abschluß fand, da Löh ausrief:

„Gott der Gerechte, ist mir doch der junge Herr Löhlein schon lange nichts mehr schuldig, hat er doch pünktlich mit einem Tausendthalerschein bezahlt, den ihm der gute Herr Vater, Gott soll ihn leben lassen noch viele Jahre, gegeben hat.“

Diese Worte riefen ein allgemeines Erstaunen hervor.

„W—a—s?“ stieß der Amtmann ungestüm heraus und ging auf den Juden los, der sich ängstlich retirirte, „Löh, Ihr seid ein unverschämter Lügner!“

„Aber, Herr Amtmann,“ winselte der Trödler, „wie können Sie einen ehrlichen Mann so benamen, hab' ich den Schein doch noch, trage ich ihn doch fortwährend bei mir in der Brieftasche.“ Nach diesen Worten zog er die Letztere hervor und entnahm ihr die Banknote, dieselbe dem Polizeirath überreichend. „Da sehen Sie, Herr Obertribunalrath, auf die Rückseite hat der Herr Amtmann sogar noch seinen Namen geschrieben!“

Das war allerdings der Fall.

„Bin ich denn bei mir?“ rief Löhlein, „oder träume

ich? Hier steht mein Name und dennoch habe ich noch nie einen Tausendthalerschein besessen."

"Ist es denn aber auch Ihre Unterschrift?" fragte der Polizeirath.

"Allerdings," gab der Amtmann zurück, "und zwar aufs Täuschendste nachgeahmt!"

Haberforn war mit der Banknote ans Fenster getreten und betrachtete sie aufmerksam mit der Loupe. Hierauf überreichte er sie dem jungen Heim und sagte: "Meine Ahnung hat sich bestätigt; auch diese Banknote ist gefälscht."

"Gott der Gerechte," schrie Salomon Böb auf, "dann bin ich ein ruinirter Mann!"

Der Amtmann war ohnmächtig in einen Stuhl gesunken und der Polizeirath und Anton emsig um ihn beschäftigt.

"Armer Mann," sagte Haberforn leise, "dein Schmerz schneidet mir tief in die Seele und dennoch vermag ich dir nicht zu helfen."

"Was wollen Sie thun?" fragte Anton ängstlich.

"Meine Pflicht," gab der Polizeirath zur Antwort, "haben Sie die Güte, unsern armen Freund nach Hause zu bringen, ich vermag mich nicht mit ihm zu beschäftigen, denn ich muß jetzt fort."

"Lieber, guter Herr Polizeirath," rief Anton mit thränendem Auge, "seien Sie milde, üben Sie Barmherzigkeit!"

Allein diese Worte waren in den Wind gesprochen; Haberforn vernahm sie nicht mehr, er hatte das Zimmer bereits verlassen.

Salomon Böb stand eine Weile verblüfft da, dann sprang er ebenfalls davon und Anton hörte ihn noch auf der Treppe rufen:

„Herr Polizeirath, halten Sie, warten Sie, — Sie haben ja meinen Tausendthalerschein!“

Dann war Alles still und Anton blieb mit dem unglücklichen Vater seines Freundes allein.

#### Achtes Kapitel.

### Ein treuer Freund ist ein starker Schutz.

Es ist doch eine schöne Sache um einen sonnenhellen Wintertag.

Namentlich wenn man der engen Stadt entronnen ist und hinaus läuft in die ewig frische und freie Gottesnatur. Da sieht man recht deutlich, daß auch Schnee und Eis eine Landschaft aufzupuzen vermögen, und das von Dichtern vielfach in Nalageliern besungene „weiße Leichentuch,“ worunter die auf der Erde liegende Schneedecke bezeichnet wird, formt sich schnell unter den leuchtenden Sonnenstrahlen zu einem flaumigen Pelzmantel um, unter dem es ohne Unterlaß geheimnißvoll wächst und sproßt. Und führt der Weg uns gar an einem Wasserfall vorüber, so bleiben wir gewiß überrascht stehen und betrachten mit Bewunderung die blitzenden, mächtigen Eiscrystalle, die sich dafelbst gebildet haben. Nun, und die mit Schnee bedeckten Bäume, sind sie nicht ebenfalls herrlich anzusehen? Gibt es wohl einen Maler auf der Welt, welcher im Stande wäre, die feine Zeichnung nur entfernt nachzuahmen, welche die mikroskopisch kleinen Schneecrystalle auf dem weitläufigen Gefäße bilden?

Wahrlich, die Natur ist immer schön, mag die Jahres-

zeit heißen wie sie wolle, mag die Sonne scheinen oder mögen Sturm und Wetter wüthen, — fortwährend leuchtet der große, ewige Gottesgedanke aus ihr uns entgegen, der uns die Brust anschwellen macht, so daß wir bewundernd ausrufen:

„Herr, Herr! Wie ist deine Welt doch so schön und wie so groß deine Güte!“

Ähnliche Gedanken und Empfindungen drängten sich auch Heinrich auf, als er im offenen Schlitten nach dem friedlich stillen Forsthause fuhr. Er erkannte jetzt erst den eigentlichen Werth des Lebens und fand, daß er bisher mit sehenden Augen blind gewesen war.

Wohl durchbebten ihn kalte Schauer, wenn er an die nächste Zukunft dachte, wohl wußte er, daß sie wilde Stürme bringen werde, — aber wenn auch, Gott war es ja, der sie sandte, und im Grunde genommen dienten sie ja dazu, das schwere Gewölk zu zerstreuen und die Sonne des Friedens wiederum leuchten zu lassen.

„Und dräut der Winter noch so sehr  
Mit trozigen Geberden,  
Und wirft er Schnee und Eis umher:  
Es muß doch Frühling werden!“

Diese Worte paßten jetzt auch auf Heinrich, dessen Herz dem ersehnten Frieden still entgegen seufzte . . .

Endlich tauchte das Dörfchen und gleichzeitig mit ihm auch das auf dem Hügel gelegene Forsthaus auf, und als der Schlitten sich dem letzteren näherte, da ward es vor der Thüre lebendig. Sämmtliche Hunde begannen lustig zu bellern und eilten dem Schlitten entgegen, denselben in wilder Freude umspringend, denn sie hatten den Zusassen wiedererkannt. Und jetzt wurden auch der Onkel und die Tante sichtbar und bald nachher hing Heinrich thranenden Auges an dem Hals der beiden alten Leute.

„Better, Zunge,“ rief der Oberförster, „ich glaube gar,

du heulst! 's ist doch zu Hause nichts passiert?" fügte er besorgt hinzu.

Heinrich schüttelte stumm den Kopf und versuchte sich zu fassen, allein immer auf's Neue brachen die Thränen bei ihm wieder hervor.

"Was ist nur dem Burschen?" fragte der Alte wiederholt.

"Kommt Zeit, kommt Rath," versetzte leise die Oberförsterin, "vor Allem gönne ihm Ruhe!"

Im Zimmer war für Heinrich gedeckt und die Tante hatte ihm ein kräftiges Warmbier bereitet, was seinen erstarrten Gliedern zu Gute kommen sollte, allein Heinrich nippte nur davon.

Da hielt es der Alte, trotz aller Winke seitens seiner Frau, nicht länger mehr aus und polsterte los:

"Zum Wetter, Heinrich, jetzt sage, was es gibt. Du hast was auf dem Herzen, das dich drückt, das sehe ich dir an, also heraus damit!"

"Hier nicht, Onkel, hier nicht," seufzte der junge Mann und sah den Oberförster bittend an.

"Wo denn, zum Geher?"

"Draußen im Walde, wo wir allein sind, wo uns Niemand sieht und hört, als Gott, — dort will ich dir Alles sagen."

"Wetter noch einmal," brummte der alte Waldmann, indem er nach Pelzmütze und Stock griff, "man soll nicht zufrieden werden sein Lebtag. Also denn in Gottes Namen vorwärts."

"Vorwärts!" wiederholte Heinrich bedeutungsvoll und reichte der Tante die Hand, "möge es in meinem Herzen fröhlicher ausschauen, wenn ich dich und die lieben Wände hier wieder sehe."

"Himmelskreuzsapperlot," wetterte der Onkel, "was werde ich da zu hören bekommen."

Gleich darauf traten die beiden Männer ins Freie und die Oberförsterin blickte ihnen gedankenvoll nach, bis sie am Waldesaum verschwanden.

Kaum hatte der heimlich stille Wald sie aufgenommen, als Heinrich den Onkel stürmisch umarmte und ein neuer Thränenstrom seinen Augen entquoll.

„Wetter, Junge,“ rief der Alte bewegt, „jetzt sprich endlich oder ich fange auch an zu heulen. Du machst Einem ja Angst und bange!“

„Ach, Onkel,“ seufzte Heinrich tief auf, „hättest du doch damals meinen heißen Bitten Gehör geschenkt und mich nicht wieder in die Stadt gelassen, sondern hier behalten, hier im frischen, frommen Walde! Ach!“

Der Oberförster blickte eine geraume Weile den Neffen stumm und scharf an, dann sagte er dumpf: „Erzähle!“

Heinrich seufzte noch ein paar Mal auf, dann begann er seine Beichte. In klarer, offener Weise theilte er dem Onkel Alles mit, Nichts verschwieg er, denn der alte Mann sollte ebenso tief in sein Herz schauen können als Gott, er sollte ihm sagen, ob eine Umkehr und Sühne noch möglich sei.

Während Heinrichs Erzählung fuhr der ehrliche Jägermann oft wüthend auf und schwang seinen Stock drohend in der Luft, als er aber den schmerzlichen Blick des Neffen, die gramdurchfurchten Züge sah, da ließ er den Stock wieder sinken und schüttelte traurig den Kopf.

Endlich war Heinrich am Ende seiner Mittheilungen angelangt und schloß mit den Worten: „Jetzt weißt du Alles, guter alter Onkel. Laß es mich auf einmal wissen, was ich zu fürchten, was zu hoffen habe, und wenn es keine Umkehr für mich mehr gibt, wenn ich zu tief gesunken bin, dann — ja dann nimm dein ehrliches Gewehr und schieße mich todt!“

Mit diesen Worten warf sich Heinrich vor dem alten Manne nieder.

Eine tiefe Stille folgte. Im ganzen Umkreise war nichts zu vernehmen, nur aus der Ferne erklangen einzelne abgerissene Töne eines Posthorns.

Eine lange Weile verblieb Heinrich in seiner Stellung; endlich erhob er sich ein wenig und blickte auf.

Der alte Jägerzmann hatte die Rechte auf den knorrigem Stoc gestützt und — weinte.

„Onkel, Herzensonkel,“ rief der junge Mann in wildem Schmerze, „du weinst? Hast du kein Wort für mich? Bin ich aus deinem Herzen gestoßen? Barmherziger Gott, dann nimm Du mich auf!“

Da breitete der alte Mann langsam die Arme aus und rief mit schluchzender Stimme:

„Komm' her, du armes, verführtes Menschenkind, hier schlägt dir ein treues Freundesherz!“

Mit einem weithin gellenden Ausschrei sank Heinrich an des Onkels Brust.

„Mein Sohn,“ sagte der Oberförster leise und legte seine Hand auf des Neffen Haupt, „du warest in Finsterniß gerathen, Gott der Allmächtige hat sich aber deiner erbarmt, indem er dich dein Herz wiederfinden ließ. Soll ich mich deiner nicht annehmen? Du hast mir vertraut, — sollte ich dein Vertrauen täuschen? Nein, nein! Hier, inmitten des stillen, hehren Gotteestempels, schwöre ich dir zu: ich will dich halten und beschützen, so lange Gott mir das Leben schenkt. Du bleibst fortan bei mir, im frischen, freien, fröhlichen Walde, wo kein Falsch ist und keine Verführung sich dir nah! Amen.“

„Onkel, theurer, geliebter Onkel!“ rief Heinrich außer sich vor Freuden, „wie soll ich dir nur danken?“

„Dadurch,“ gab der Alte zurück, „daß du fortan ein

guter Mensch bleibst. Und jetzt komm', wir wollen wieder heimwärts gehen."

Unterwegs beruhigte er den Neffen noch über Manderlei, und versprach ihm, den Eltern Alles mitzutheilen und ihre Verzeihung für ihn zu erwirken.

Als Onkel und Nefte sich dem Forsthaufe näherten, kam der Jägerbursche athemlos auf sie zugerannt und überbrachte die Meldung, daß ein Herr aus der Stadt angelangt sei, der den Herrn Oberförster in einer wichtigen Sache alsbald zu sprechen wünsche.

"Sollte dieser Besuch mit deiner Angelegenheit zusammenhängen?" versetzte der Onkel, zu Heinrich gewandt, "na, wir werden ja sehen."

Wie erstaunten aber Beide, als sie in der Stube den Polizeirath Haberkorn vorfanden.

"Was Tausend," rief der Alte, dessen rauhes Wesen wieder zum Durchbruch gekommen war, überrascht aus, "die hohe Polizei in meinem stillen Daheim? Was soll denn das heißen?"

"Ei, ei, Herr Oberförster," entgegnete Haberkorn, "darf ich Ihnen denn nicht auch einmal einen Besuch abstatten?"

"Wär' das erste Mal in Ihrem Leben; so ein Forsthaus ist den Herren von der Polizei zu still und einsam, da gibt's nichts auszuspioniren, kein Verbrechen zu entdecken."

"Wer weiß?" bemerkte der Polizeirath mit einem bedeutungsvollen Blick auf Heinrich, "heute führen mich allerdings nur Geschäfte hierher."

"Da haben wir's ja," polterte der Alte, "ich sagte es gleich. Und was steht zu Diensten?"

"Ich werde Ihnen höchst wahrscheinlich Ihren Neffen entführen."

Der Oberförster legte die Stirn in Falten und entgegnete:

„Der ist ja erst angekommen und wird jedenfalls hier bleiben.“

„Dem Bestern muß ich leider widersprechen,“ sagte der Polizeirath achselzuckend.

„Mit welchem Rechte, wenn ich fragen darf?“

„Mit dem Rechte,“ wiederholte Haberforn ernst und gemessen, „das mir meine Stellung gibt, sobald es gilt, sich eines Verbrechers zu bemächtigen.“

Die Oberförsterin schrie laut auf und Heinrich flüchtete in die Arme seines Onkels. Der alte Baidmann wies ihn jedoch von sich und sagte funkelnden Auges:

„Halt da! Erst muß ich wissen, was der Herr Polizeirath mit seinen räthselhaften Worten andeuten will. Du hast mir doch die volle Wahrheit gesagt, Heinrich, und nichts verschwiegen?“

„So wahr Gott mir helfe, guter lieber Onkel,“ rief Heinrich aus voller Seele.

„Es ist gut,“ versetzte der Alte beruhigt, „so, und jetzt, Herr Haberforn, erwarte ich Ihre Erklärung. Du aber, Frau, gehst einstweilen aus dem Zimmer.“

Die Försterin kam, wenn auch ungern, dem Befehle ihres Mannes nach, worauf der Polizeirath seine Mittheilungen begann. Heinrich starrte ihn unansgesetzt an und stand mehr als einmal im Begriffe, seine Rede zu unterbrechen, allein der Onkel winkte abwehrend.

Endlich schwieg der Polizeirath und der Oberförster fragte seinen Neffen:

„Ist das wahr? Hast du Theil an dem in Rede stehenden Verbrechen?“

„Um Gotteswillen, Onkel,“ rief der junge Mann erschüttert, „glaube doch so etwas nicht. Ich bin da in Schlingen gerathen, deren Dasein ich nie geahnt!“

„Und ich glaube dir,“ sagte der Alte fest und gewichtig und bot Heinrich die Hand.

„Sie werden es mir nicht verübeln können,“ begann der Polizeirath aufs Neue, indem er sich an den Oberförster wandte, „wenn ich Ihre Ansicht nicht theile. Vor Allem, wo hat Ihr Neffe die Geldsummen her?“

„Das brauche ich jetzt nicht zu verschweigen,“ begann Heinrich und nannte den Namen seines Creditors.

„Wie, von Herrn Baron von Fürnroth!“ wiederholte der Polizeirath rasch und fuhr zurück, „ich warne Sie, junger Mann, einen mir bekannten Ehrenmann zu verdächtigen, denn das dürfte Ihre Strafe nur verschlimmern!“

„Zum Wetter, Herr,“ polterte jetzt der alte Jäger, „warum soll denn mein Neffe partout die Unwahrheit sagen! Heinrich,“ fügte er in sanfterem Tone hinzu, „jetzt erzählst du dem Herrn Polizeirath deine verschiedenen leichtsinnigen Streiche mit derselben Ausführlichkeit, wie vorhin mir. Dann wollen wir die weitere Meinung des Herrn Haberkorn über den Herrn Baron vernehmen.“

Heinrich that, wie ihm der Onkel befohlen hatte; er begann seine Mittheilungen mit jenem Sonntagnachmittag, an welchem er dem Baron den ersten Besuch abgestattet, erwähnte sodann des Abends im Hotel, bis er schließlich auch auf den Credit zu sprechen kam, der ihm von Fürnroth eingeräumt worden war.

„Nun, Herr Polizeirath,“ begann, nachdem Heinrich geendet, der Onkel Oberförster, „was sagen Sie zu diesem „Freunde“ der Jugend? hm?“

„Ich bin zunächst erstaunt,“ entgegnete Haberkorn, „kann aber trotz alledem Ihren Neffen nicht hier lassen, da er noch den Beweis für die Richtigkeit seiner Angaben führen muß.“

„Gut,“ polterte der Alte, welcher sich in die Art und Weise, wie der Polizeirath die ganze Angelegenheit behandelte, nicht recht zu finden verstand, „nehmen Sie meiner wegen Heinrich mit sich, ich aber begleite ihn.“

„Ganz nach Ihrem Belieben,“ versetzte Haberforn mit einer artigen Verbeugung, „wenn es Ihnen also gefällig wäre, so —“

„Ich bin sofort bereit,“ rief der Oberförster, „will nur noch meinen Leuten ein paar Aufträge ertheilen, damit ich ruhig fortfahren kann.“

Während der Alte draußen seine Beute um sich rief und der Försterin das Nöthigste mittheilte, examinirte der Polizeirath unsern jungen Freund weiter.

„Sie übergaben dem Tröddler Böh einen Tausendthalerschein, welcher mit Ihres Vaters Unterschrift versehen war. Wie hängt das zusammen?“

„Die betreffende Banknote erhielt ich von dem Baron, ich wechselte sie bei Böh um und behielt nur den fünften Theil davon für mich. Die Unterschrift meines Vaters ahmte ich deßhalb nach, weil Herr von Fürnroth zweifelte, daß der Tröddler mir überhaupt die Banknote wechseln werde, sobald nicht dieselbe mit dem Namenszuge eines allgemein geachteten Mannes versehen sei, welcher dadurch gleichsam für die Richtigkeit der Note Bürgschaft leistete.“

„Sie erzählten ferner,“ examinirte Haberforn weiter, „daß Herr Heim junior dem Baron gleichfalls einen Tausender gewechselt habe.“

Heinrich bejahte und bat, seinem Freunde Anton gegenübergestellt zu werden.

„Würden Sie sich wohl getrauen, Herrn von Fürnroth noch um ein weiteres Darlehen anzusprechen?“

„Gewiß,“ erklärte Heinrich, „und zwar mit Erfolg.“

„Nun gut, wir werden ja sehen.“

In diesem Augenblicke fuhr die Cytrapost vor, mit welcher der Polizeirath kurz vorher angelangt war, und gleich darauf nahmen die drei Männer in dem Wagen Platz, der sie rasch von dannen führte und erst in der Stadt vor dem Bankgebäude still hielt.

Das Wiedersehen Heinrichs und Antons war kein freundliches zu nennen, vielmehr zeigte der Letztere ein auffallend frostiges Benehmen. Indessen mußte er der Wahrheit die Ehre geben und so stellte es sich denn bald heraus, daß Heinrichs Angaben, betreffs jenes mit dem Baron verlebten Abends, richtig waren.

„Besitzen Sie den in Rede stehenden Tausender noch?“ fragte der Polizeirath den jungen Heim.

„Leider nicht,“ entgegnete Anton, „einige Tage später wanderte er in den Besitz Ihres Herrn Schwagers, des Stadtbaumeisters Ahrendt.“

„So,“ rief der Polizeirath, „dann wollen wir ihn uns gleich einmal näher anschauen, denn ich bin gewiß, daß ihn mein Schwager noch verwahrt.“

Dem war in der That auch so und es stellte sich zu des Herrn Stadtbaumeisters Bestürzung alsbald heraus, daß der Tausender gleichfalls zu den aufgefundenen falschen Banknoten gehörte.

„Nun?“ rief der Oberförster, „was sagen Sie jetzt zu dem hochverehrten Herrn Baron?“

Der Polizeirath zuckte die Achseln. „Auch er kann mit jener Banknote betrogen worden sein, indessen wollen wir bald Licht in der Sache haben.“

Das Kleeblatt verließ das Bankgebäude und fuhr in einer Droschke nach des Amtmanns Haus. Während der Oberförster die Eltern seines Neffen aufsuchte, um eine Versöhnung anzubahnen, stieg Heinrich die Treppen in den ersten Stock hinauf. Der Polizeirath dagegen folgte ihm später und lauschte an der Thüre.

Herr von Fürnroth war über Heinrichs Besuch sehr erstaunt.

„Ich glaubte Sie auf der Reise,“ redete er den jungen Mann an, „was führt Sie so schnell und unerwartet zurück?“

„Ich befinde mich in einer großen Verlegenheit,“ sagte Heinrich mit stoßender Stimme, „und habe den Muth nicht, Ihre Güte noch einmal in Anspruch zu nehmen.“

„Brauchen Sie wieder Geld?“ lachte der Baron, „wenn Sie weiter keine Schmerzen haben, so läßt sich dem Uebelstand leicht abhelfen. Welche Summe wünschen Sie?“

„Zweihundert Thaler,“ antwortete Heinrich nach einigem Zögern.

Der Baron öffnete seine Brieftasche und kramte darin herum.

„Hier haben Sie einen Fünfhunderter,“ sagte er, indem er Heinrich die Banknote überreichte, „Sie können ihn ja wechseln und mir den Rest überbringen.“

„Das soll sofort geschehen,“ entgegnete Heinrich mit einem tiefen Seufzer und empfahl sich schleunigst. Er zitterte vor innerer Aufregung, als er in der Hausflur die Banknote dem Polizeirath einhändigte, welcher damit sofort eine Prüfung vornahm.

„Nun?“ fragte Heinrich in namenloser Spannung.

„Sie ist falsch,“ entgegnete der Polizeirath leise, „ich bin jetzt von Ihrer Unschuld überzeugt.“

Lautlos sank Heinrich in die Kniee, seine Hände falteten sich zum stillen Dankgebet und er hob das freudig verklärte Antlitz himmelwärts. Allein der Polizeirath ließ ihm zu seinem Dank wenig Zeit und raunte ihm zu:

„Jede Minute ist jetzt kostbar. Eilen Sie nach dem Polizeigebäude und überbringen Sie in meinem Namen den Befehl, daß sofort zehn Mann hierher kommen sollen. Ich bleibe indessen als Wache zurück.“

Heinrich drängte es zwar, sich an die Brust der Eltern zu werfen, allein er mußte vorerst seine Sehnsucht bemeistern und der Aufforderung des Polizeiraths nachkommen. Nach Verlauf einer halben Stunde erschienen die Mannschaften und umstellten das Haus. Der Polizeirath begab sich

in die Wohnung des verbrecherischen Färnth's, Heinrich dagegen stürzte in die Arme seiner Eltern.

Während im oberen Stockwerk sich eine düstere Scene abspielte, fand in dem traulichen Parterrestübchen eine herzergreifende Versöhnung statt.

Der Amtmann, durch die tiefsten Vorfälle des Tages noch immer stark mitgenommen, saß im Sorgenfuhle und drückte Heinrich's Hände bewegt an die Brust, während die Mutter ihr Haupt an des Sohnes Schulter schmiegte. Keines von ihnen vermochte zu reden, so überwältigt waren sie, nur der Onkel Oberförster sprach warme Dantesworte, welche dem guten Geiste galten, der alles so wunderbar und gnädig gefügt. Dann wandte er sich an Heinrich:

„Und jetzt noch ein Wort zu dir: Du hast gesehen, wohin der Nichtsinn führen kann; der allliebende Gott hat die Strafe von dir genommen und dir verziehen. Aber stelle dir das Bild vor, wenn er es nicht gethan hätte! Weder dein Vater noch deine Mutter würden den fürchterlichen Schlag überlebt haben, — und du wärest ihr Mörder gewesen!“

„Um Gotteswillen, Onkel, höre auf!“ rief Heinrich und verhüllte sein Gesicht.

„Nun stelle dir die Gewissensqualen vor,“ fuhr der Alte unerschütterlich weiter fort, „mit denen du fortan durch's Leben gegangen wärest. Gott aber zeigte sich dir gnädig, und verhütete alles Unheil. Vergiß das nie! Weide für alle Zeiten den Leichtsinn und gib dich nicht vertrauensvoll jedem Menschen hin, denn du hast jetzt gesehen, wie übel es Jemanden ergehen kann, der so leicht Freundschaft schließt. Ein wahrer Freund gehört hier auf Erden zu den Glücksfällen des Lebens; hast du dies große Loos gezogen, so ist dir für alle Zeiten ein starker Schutz erstanden.“

„Ja, Onkel,“ rief Heinrich und erfaßte des Alten Hände, „ich habe die Wahrheit deiner Worte an mir selbst

erfahren, denn du warst mein Schutz in Wetter und Sturm, o hne dich wäre ich zu Grunde gegangen!"

"Nun gut," polterte gutmüthig der ehrliche Waidmann, "so halte dich auch in Zukunft an die alte knorrige Eiche fest an, dann wirst du immer gut fahren und dabei ein tüchtiger Jäger werden. Wenn nachher Gott die alte Eiche fällt, — na, dann weinst du ihr doch vielleicht ein paar Thränen nach."

"Bis dahin aber hat es mit Gottes Hilfe noch eine geraume Weile Zeit," sagte Heinrich und verschloß des Dufels Mund mit einem innigen Kusse.

Und nun zum Schluß unserer Erzählung.

Es stellte sich alsbald heraus, daß Fürnroth weder ein Baron noch ein vermögender Mann, sondern von Haus aus ein überaus geschickter Kupferstecher war; er hatte sich mit einer Bande von Banknotenfälschern, welche in Holland und Belgien ihr Wesen trieb, vereinigt und eine Menge Platten angefertigt, so daß die Gannerbande im Stande war, Papiergeld von aller Herren Länder zu fabriziren.

Da Fürnroth's Augen unter der mühseligen Arbeit bedeutend gelitten hatten, so ward er als Agent nach Deutschland geschickt, um dort das falsche Geld in Umlauf zu bringen. Wie weitverzweigt die Bande war, kann man daraus ersehen, daß sie mehr als zwanzig solcher Agenten in Europa unterhielt. Dabei waren die Falsificate (die gefälschten Banknoten) durchgehends so täuschend ausgeführt und dem ächten Papiergeld so ähnlich, daß eben nur ein Zufall das Verbrechen aufdecken konnte. Wäre dem Bankdirektor Heim nicht ein- und dieselbe Nummer zwei Mal vor Augen gekommen, wer weiß, wie lange Fürnroth noch ungestraft sein Wesen hätte treiben können.

Seine Freigebigkeit gegen Heinrich war jetzt ebenfalls erklärbar; er gebrauchte ihn zum Umsatz größerer Beträge,

denn man hätte leicht gegen den Herrn Baron Verdacht schöpfen können, wenn derselbe in eigener Person so häufig beim Bankier erschienen wäre.

Auch der Zweck seiner öfteren Reisen trat jetzt sonnenhell zu Tage. Sie fanden immer statt, um an Ort und Stelle an den betreffenden Platten Reparaturen vorzunehmen, welche infolge des allzuhäufigen Gebrauchs an denselben nöthig wurden.

Kürnroth legte ein umfassendes Geständniß ab, wodurch es den Gerichten gelang, eines großen Theils der Fälscherbande habhaft zu werden.

Alle gingen ihrer gerechten Strafe entgegen.

„Und dräuet der Winter noch so sehr  
Mit trohigen Geberden,  
Und wirft er Schnee und Eis umher:  
Es muß doch Frühling werden.“

Dieses Dichterswort hatte sich wieder einmal erfüllt. Vorüber war der lange Wintertraum und ein rostiger Knabe entstieg dem dunkeln Wolkenbett, das spurlos verschwand. Und wo der holbe Knabe sich sehen ließ, da blühte und sproßte es, da verdrängte das üppige Grün das öde Winterweiß, und bald pfliffen es die Spazier auf den Dächern, daß nun alle Noth zu Ende und der Frühling gekommen sei.

Dicht vor dem Dorfe liegt auf einer kleinen Anhöhe ein schmuckes Forsthaus; es glänzt weithin mit seinen grünen Fensterläden und den riesigen Hirschgeweihen, welche hoch oben an den beiden Giebelseiten des Hauses angebracht sind. Tag für Tag sieht man zu verschiedenen Malen zwei stattliche Waldmannsgestalten aus der Thüre des Hauses treten und dem nahen Walde zuwandern. Die beiden

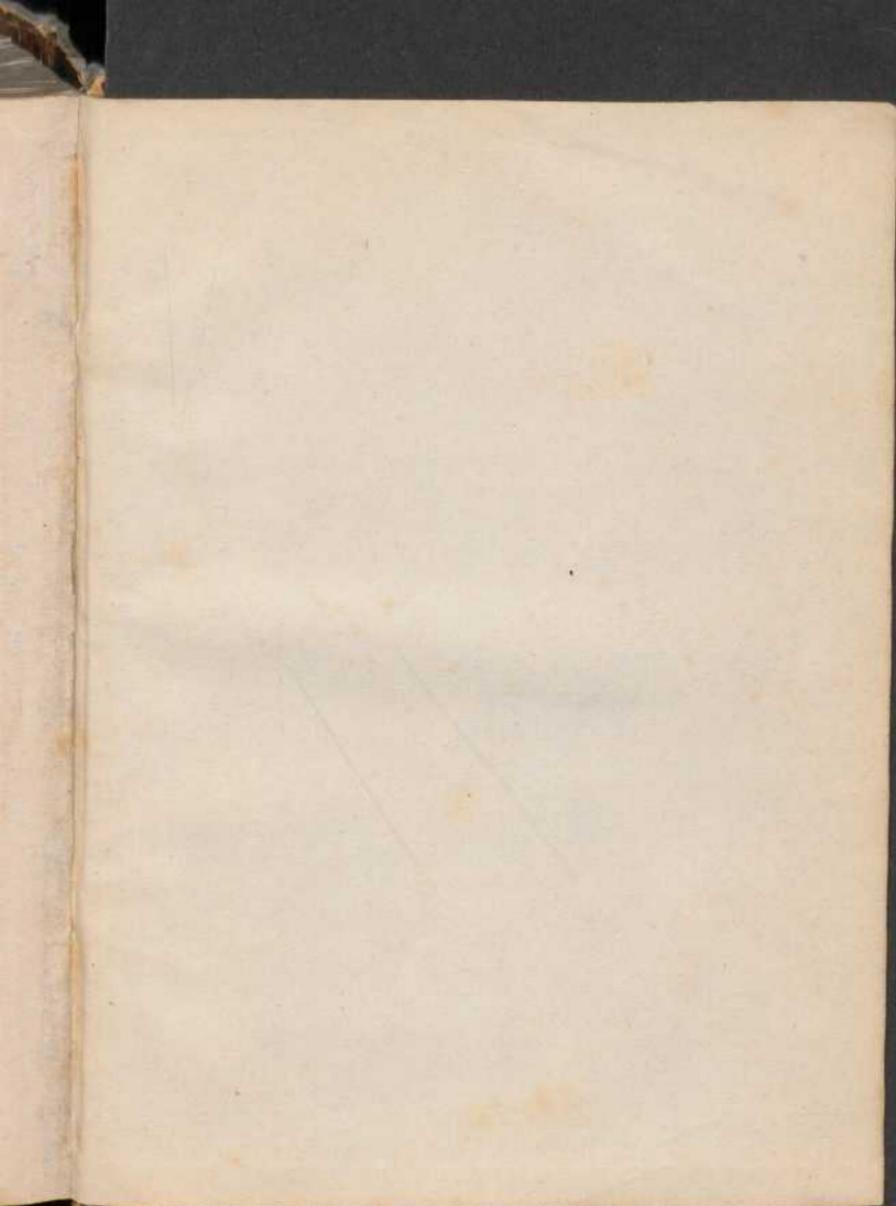
Männer scheinen sich zärtlich zu lieben, denn selten sieht man sie anders gehen, als Arm in Arm. Der Alte schaut seinen jüngeren Begleiter häufig mit strahlenden Blicken an und er hat auch seinen guten Grund dazu, denn der junge Jägermann ist mit einem glänzenden Zeugniß aus der Forstakademie entlassen worden und hat sich bei ihm zu einem tüchtigen Praktikanten herangebildet.

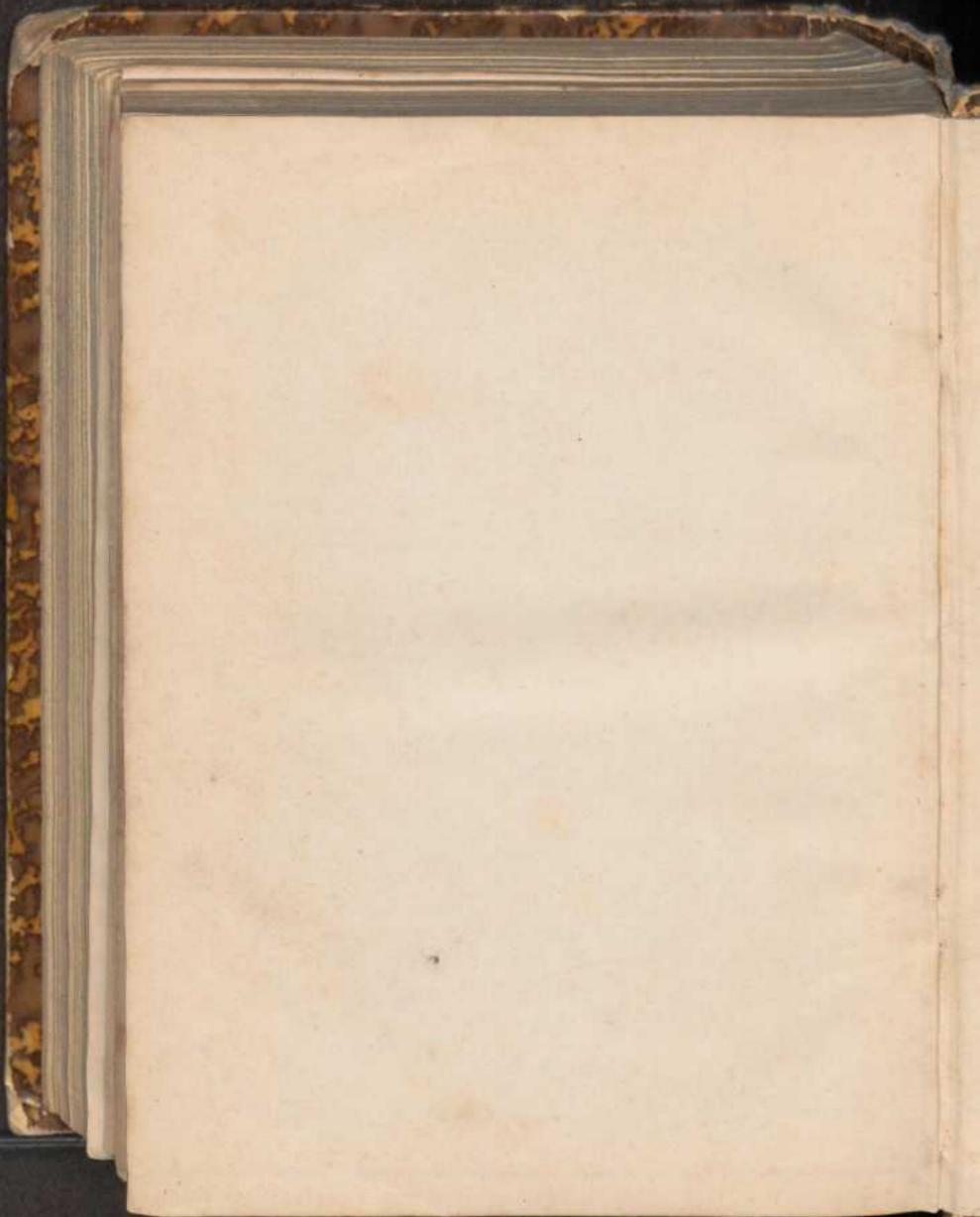
. . . Wer mögen die Weiden wohl sein? . . .

---

Emilie Debel.







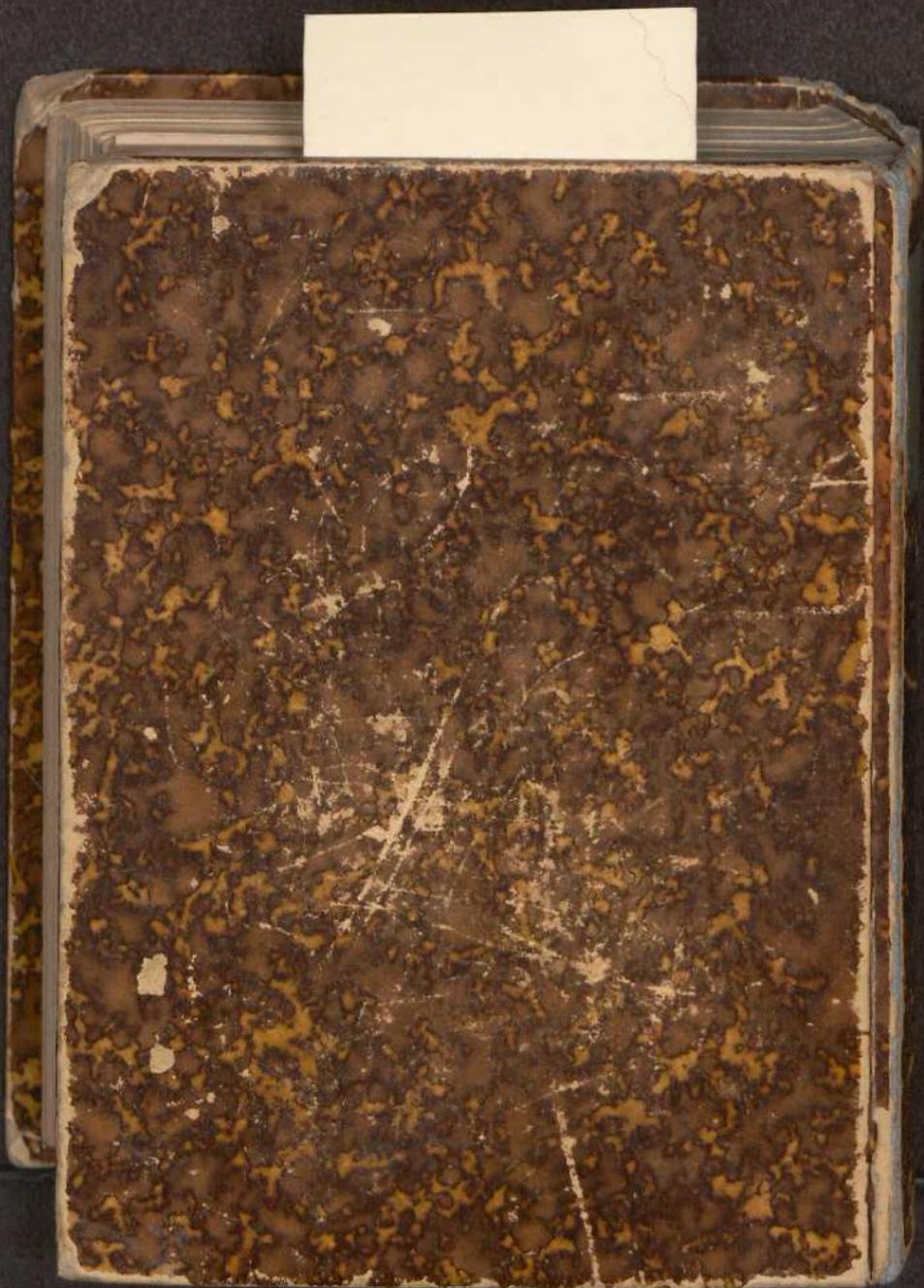
H/S 104 100

Internationale Jugendbibliothek



047002198460

ERWICK 193X



Ein treuer Freund ist ein starker 

(Siraach 6, 14).

Eine Erzählung für die Jugend.

Von

Oskar Höcker.

Mit vier Stahlstichen.

Zweite Auflage.

Stuttgart.

Berlag von Schmidt & Spring.

